

STAMINA

Gewaltresilienz bei Jugendlichen

Qualitative Analyse

Mart Busche & Elli Scambor

EU-DAPHNE Projekt STAMINA
<http://www.stamina-project.eu>

Forschungsgruppe:

Paco Abril, Sabine Bohne, Mart Busche, Majda Hrzenjak, Ziva Humer, Helge Kraus, Lisa Mittischek, Ralf Puchert, Alfonso Romero, Elli Scambor, Danilo Schmogro, Hartwig Schuck

März 2011

Inhalt

Theorie	3
Resilienztheorie als Fundament für Beforschung von Gewaltlosigkeit	3
Belastungen und Ressourcen, Risiken und Schutz	6
Analyse auf vier Ebenen	7
Gewaltresilienz: Eine Definition aus qualitativer Perspektive	9
Methodologie	10
Analyse	13
Ergebnisse der qualitativen Analyse	16
1. Beschreibung des Samples	16
1.1 Jugendliche mit Gewaltresilienz	17
1.2 Jugendliche mit begrenzter Gewaltresilienz	18
2 Drei verschiedene Zugänge: Faktoren, Muster, Vergleichspaare	19
2.1 Einzelne Schutzfaktoren	20
2.2 Schutzfaktoren auf vier Ebenen	24
2.2.1 Die ontogenetische Ebene	25
Strategien gegen Gewalt	25
“ Dampf ablassen”	26
“Der Gewalt aus dem Weg gehen”	27
“Sich Hilfe suchen”	27
Selbstregulierungsstrategien – Emotionen kontrollieren oder ausagieren ohne andere zu verletzen	28
“Ablenkung”	29
“Verdrängung”	30
2.2.2 Mikro-Ebene	31
Nahe Beziehungen innerhalb der Familie	31
Unterstützung durch Erwachsene außerhalb der Familie	34
Unterstützung durch Freund_innen	35
Klare Zukunftspläne	36
Sichere Orte	38
2.2.3 Meso-Ebene	38
Gutes Schulsetting	38
Kontinuierliche Unterstützung durch soziale Institutionen	39
Der Erziehungsstil der Eltern/Erziehenden	40
2.2.4 Makro-Ebene	41
Der Zugang zu sozialen Service-Einrichtungen	41
Kinderrechte	42
3. Protektive Muster	42
4. Ein Matched Pair	47
5. Zusammenfassung und Perspektiven	51
Literatur	55

Theorie

Resilienztheorie als Fundament für Beforschung von Gewaltlosigkeit

„Niemand ist immun“

(James Garbarino 1999: 2)

In der Gewaltforschung ist das Konzept der Resilienz nicht besonders gebräuchlich. Die Mehrheit der vorhandenen Studien beschäftigt sich mit den Gründen für Gewalt und Gewaltanwendung, darüber hinaus gilt das Interesse den Täter_innen bzw. den Opfern. Gewaltbezogene Resilienzforschung stellt hingegen die Frage, warum sich Personen nicht gewalttätig verhalten – auch wenn es unter Einbeziehung der Vorbelastungen, mit denen sie umgehen müssen, ein sehr verständliches Verhalten wäre – oder es wird untersucht, warum potenzielle Opfer nicht (erneut) zu selbigen werden – obwohl Situationen oder Szenarien diese Gefahr enthalten. Im STAMINA-Projekt wird die Frage untersucht, mit welchen Charakteristika oder Ressourcen Jugendliche ausgestattet sind, die mit Familiengewalt oder anderen widrigen Bedingungen belastet sind, aber dennoch nicht selbst gewalttätig agieren. In der Gewaltforschung ist diese Perspektive auf Ressourcen und gewaltfreie Lebensweisen relativ neu.

Die Resilienzperspektive, die sich von der herkömmlichen Defizitorientierung abwendet, hin zu einer Perspektive auf Kompetenzen und Ressourcen, wird in der Regel für die Untersuchung der grundsätzlichen Lebensbelastungen und der Umgehensweisen damit genutzt. Sie folgt traditionell einer Orientierung auf körperlicher und geistiger Gesundheit und wird z.B. genutzt um ein besseres Verständnis von gesundheitserhaltenden und -fördernden Bedingungen bei Kindern zu erlangen, die speziellen Entwicklungsrisiken ausgesetzt sind (Wustmann 2005: 192).

“Der Begriff der Resilienz bezieht sich auf das Phänomen mit Stress oder widrigen Umständen klarzukommen. In stärker operationale Begriffe gefasst, bedeutet es, dass eine Person – trotz ihrer Erfahrungen mit Situationen, die das große Risiko enthalten psychisch krank zu werden – im Leben gut weiter gekommen ist.” (Rutter 2001: 13)¹

Der Fokus auf psychische Krankheiten – welche ohne Zweifel gewalttätige Effekte haben können – beinhaltet für die Gewaltforschung drei Probleme: durch den Fokus auf persönliche Charaktereigenschaften und Kompetenzen von Kindern werden Argumentationen gestützt, die eine Auffassung von individualisiertem Versagen oder Erfolg und der (mangelnden) Verantwortung des einzelnen Individuums legitimieren und Perspektiven auf soziale Gerechtigkeit und widrige Bedingungen unter denen besonders marginalisierte und benachteiligte Personen leben müssen, nicht berücksichtigen (Bottrell 2009: 334). So können etwa statistische Analysen die Signifikanz von Diskriminierungserfahrungen durch Armut, Rassismus oder andere Formen von Deprivation oder Stereotypisierungen nicht repräsentieren, wenn diese nur in Form von Kontrollvariablen wie niedriger sozio-ökonomischer Status, Ethnizität oder Geschlecht etc. gefasst werden und damit oft aus der Analyse selbst herausfallen. Dies ist auch in der quantitativen Analyse der STAMINA-Daten der Fall,

¹ Alle englischen Original-Zitate wurden ins deutsche übersetzt.

deshalb offeriert die qualitative Analyse eigene wertvolle und spezifische kontext- und erfahrungsbezogene Einblicke. Des Weiteren versucht der Ansatz dieser Studie das Individuum in einem Netz von vor Gewaltanwendung schützenden Ressourcen (Schule, Familie, erweitertes Familienumfeld, Freund_innen etc.) zu lokalisieren und den Zugang zu diesen Ressourcen einzuschätzen (siehe unten).

Das zweite Problem ist die Tatsache, dass die dichotome Konstruktion von "Psychopathologie/psychischer Krankheit" und "Gesundheit/Resilienz" einem normativen Ideal der erwünschten Ergebnisse folgt: Besonders psychologische Resilienz-Forschung benutzt oft Konzepte wie "normale Entwicklung", "altersangemessene Fähigkeiten" oder "Anpassungsstörungen" und "Verhaltensgestörtheit", die als normative Konzepte Standard und Abweichung aus einer Außenperspektive heraus formulieren, ohne die speziellen, individuellen Wege der Bewältigung zu berücksichtigen oder die dynamischen Beziehungen zwischen individuellen und strukturellen Faktoren zu berücksichtigen. Wenn Resilienz eher generell als Widerständigkeit gegen Widrigkeiten verstanden wird (Masten 2001), dann stellt sich die Frage "Wer definiert Widerständigkeit bzw. Widrigkeit?" - die Forschenden oder die Beforschten? Es wurde von verschiedenen Autor_innen kritisiert, dass marginalisierte Perspektiven, z.B. von Schwarzen Mädchen (Ladner 1971), durch die vorherrschenden Stereotype der Forschenden oder durch die Erwartung von Normalität durch die Forschenden, welche in erster Linie die Normalität der hegemonialen Gruppe meint, verloren gehen (Ungar/Teram 2000, Cross 2003, Bottrell 2009). Deshalb – besonders wenn die Beforschten definieren, was für sie Gesundheit, Widerständigkeit und Widrigkeiten sind – müssen wir ebenfalls fragen: "Wie gehen wir damit um, wenn erfolgreiche Bewältigung unter keinen Umständen das (medizinische) Standardverständnis von 'gesund' trifft, sie aber dennoch als kompetente Umgehensweise mit einer riskanten Situation aufgefasst werden muss?". In der Beschreibung von mit Problemen belasteten Jugendlichen bemerkt Michael Ungar, dass "deviante Muster gesunde Anpassungen sind, die ihnen das Überleben ungesunder Umstände erlauben" (Ungar 2004a: 6). In den Interviews mit Jugendlichen aus dem STAMINA-Sample mussten wir erkennen, dass dies auch zutrifft, wenn es um Gewaltverhalten geht. Kaplan beschreibt dies so: *"Eine große Einschränkung des Resilienzkonzepts ist seine Knüpfung an die normativen Beurteilungen bestimmter Ergebnisse. Wenn diese Ergebnisse nicht wünschenswert wären, dann würde die Fähigkeit diese Ergebnisse im Angesicht vermeintlicher Risikofaktoren zu erreichen nicht Resilienz genannt werden. Es ist aber möglich, dass die gesellschaftlich definierten wünschenswerten Ergebnisse subjektiv als nicht wünschenswert angesehen werden. Vom subjektiven Standpunkt aus mag das Individuum Resilienz aufweisen, während es vom gesellschaftlichen Standpunkt aus Verletzbarkeit zeigt."* (Kaplan, 1999: 31-32).

Ein drittes und ebenfalls zentrales Problem, dass sich aus den psychopathologischen Forschungstraditionen ergibt, ist die dichotome Verwendung der Konzepte von Resilienz und Psychopathologie. Von der Tatsache ausgehend, dass es nicht möglich ist, 100 Prozent gesund bzw. 100 Prozent krank (und gleichzeitig lebendig) zu sein, ist es ebenfalls nicht möglich, sich 100% gewaltfrei bzw. 100% gewalttätig zu verhalten. Das Potenzial sich gewalttätig zu verhalten haben alle Individuen, genauso wie das Potenzial sich zu 100 Prozent gewaltfrei zu verhalten. Weil es zu gewalttätigen Effekten kommen kann, wenn Personen ihr Überleben widriger Umstände sicherstellen (z.B. die Verteidigung des eigenen Raums durch aggressive Akte gegen andere oder das Herstellen eines befreiten Gefühls durch die Praxis des Ritzens), scheint es nur schwer möglich zu sein, in einer Entweder-Oder-Logik

solche Praktiken resilientes Verhalten aufzuspüren. Deshalb schlagen wir vor, Resilienz als Kontinuum zu denken, in welchem Resilienz immer vorhanden ist, sie aber mitunter seltsame Wege finden muss um den Überlebenswillen einer Person gegen überwältigend schwierige Bedingungen in eine Praxis zu übersetzen.

In Bezug auf diese theoretische Eingabe zeigen sich in unserer Studie bestimmte Grenzen, da wir keine Längsschnitt-Studie durchgeführt haben, noch eine Untersuchung, die eine längere Lebensphase begleitet hat und bei der Informationen von verschiedenen Quellen erhoben wurden. Solch ein Forschungsdesign enthält die Möglichkeit quasi als Augenzeug_innen den unterschiedlichen Ausprägungen von Resilienz zu folgen. Dennoch enthalten auch die Stimmen der Jugendlichen, die uns retrospektiv Geschichten aus ihrem Leben anvertraut haben, ein Zeugnis subjektiver Expertise bezogen auf den Umgang mit individuellen Umständen, unabhängig davon, ob diese gut oder schlecht waren. Jeder Fall ist einzigartig. Deshalb wurde unser Verständnis von Gewaltresilienz von den spezifischen individuellen Komplexitäten und Herausforderungen geformt, welchen wir in den Erzählungen der Jugendlichen folgten. Dabei dachten wir Gewaltresilienz als etwas dynamisches, variables, das sich nicht universalistisch fassen lässt. Wustmann (2005: 193) beschreibt diese drei Merkmale wie folgt:

1. Dynamischer Anpassungs- und Entwicklungsprozess

Resilienz wird in der Interaktion zwischen Kind und Umwelt entwickelt. Frühe positive Erfahrungen haben einen positiven Effekt auf die Entwicklung von Bewältigungskompetenzen. Kinder selber gestalten ihre Umwelt regulierend mit und suchen nach Schutz oder unterstützenden Umgebungen.

2. Variable Größe:

Resilienz ist ein Konstrukt, das sich über die Zeit und durch verschiedene Situationen verändert (Rutter 2000; Waller 2001). Zuvor gezeigte Resilienz mag in anderen Situationen nicht oder auf andere Art und Weise erscheinen. Resilienz ist keine Fähigkeit mit lebenslanger Dauer („elastische Widerstandsfähigkeit“, Bender/Lösel 1998).

3. Situationsspezifisch und multidimensional:

Resilienz kann nicht automatisch von einem Lebensbereich oder Kompetenzbereich in einen anderen übertragen werden, es existiert keine universelle Resilienz, sondern sie funktioniert situationsabhängig oder in bestimmten Lebensbereichen (Scheithauer et al. 2000). Deshalb sind spezifizierte Begriffe in Gebrauch, z.B. „emotionale Resilienz“, „soziale Resilienz“, „verhaltensbezogene Resilienz“ (Luthar et al. 2000).

Die Übertragung dieses Rahmens auf unsere eigene Forschung machte uns besonders wachsam gegenüber Veränderungen im Leben, Brüchen, Kontinuitäten und Entwicklungsspuren, die die Jugendlichen in den Interviews mit uns teilten. Der Annahme, dass *„die eigene Perspektive der Kinder auf ihre kulturell eingebetteten Wege zur Resilienz über weite Strecken im Schweigen belassen wurde“* (Ungar 2004b: 358), können mit dieser Studie neue Beschreibungen entgegengesetzt werden. Dadurch dass die Jugendlichen mit uns ihren Blick auf ihre Leben und ihre Entwicklungen teilten, Geschichten mit gutem und schlechtem Ende, ihre Gedanken über ihre Verhaltensweisen und ihre Meinung über Alltägliches sowie spezielle Situationen und Komplexitäten, wurden wir darüber belehrt, dass Gewaltresilienz bei Jugendlichen, die mit vielfachen Widrigkeiten und Belastungen konfrontiert sind, mehr ist als nur die Abwesenheit von Gewalt.

Belastungen und Ressourcen, Risiken und Schutz

Resilienz und Widrigkeiten (im Sinne von Verletzbarkeit) sind zwei Seiten derselben Medaille. Resilienz wird nur unter widrigen Bedingungen entwickelt. Gewalt als "voraussetzungslose Universalsprache" (Niklas, Ostermann, Büttner 1997: 31) und als potenzielle Abkürzung bei der Realisierung eines Wunsches (Bettelheim 1992: 213) kann als einfache Lösung für viele Probleme erscheinen, denen sich gewaltgefährdete Jugendliche ausgesetzt sehen. In unserer Studie hatten wir hauptsächlich mit Jugendlichen zu tun, die durch strukturelle Faktoren wie Armut und ethnisierte Diskriminierungen gefährdet sind oder weil sie selber ernsthaft körperlich krank sind. Manche waren oder sind immer noch permanentem Stress durch häusliche Gewalt oder Gewalt durch die Eltern/Erziehungsberechtigten ausgesetzt, sowie durch Familienkonflikte, von denen manche zur Scheidung führten. Gewaltresilienz sollte auch deshalb mehr Beachtung erfahren, damit die Faktoren untersucht werden können, welche unter solch herausfordernden Umständen bei den Jugendlichen zu gewaltfreiem Verhalten führen oder dieses beeinflussen.

Bezogen auf Risikofaktoren lässt sich davon ausgehen, dass das Auftreten von nur einem Faktor wahrscheinlich keine problematischen Effekte hat. Vielmehr ist es ihr gleichzeitiges und verknüpftes Wirken, das kumulative Effekte hat. Diese Effekte können ein ernsthaftes Risiko für das kindliche und jugendliche Wohlbefinden und die Entwicklung haben (Garbarino et al., 1992). Es existieren keine Risikofaktoren, die in jedem Fall zu psychischen Schwierigkeiten führen. Vielmehr ist es so, dass die Weise, in der verschiedene Risikofaktoren miteinander interagieren, sehr komplex ist. Unseres Erachtens nach sind Prognosen über die Effekte von Risikofaktoren so gut wie unmöglich. Das bedeutet, dass ein Risikofaktor sehr unterschiedliche Effekte haben kann (Multifinalität) und dass sehr ähnliche Risikofaktoren zu sehr ähnlichen Effekten führen können (Equifinalität). Wenn wir die Frage danach beantworten wollen, was ein Risikofaktor eigentlich ist, dann müssen wir uns die individuellen Lebensumstände anschauen im Sinne der speziellen Beziehung zwischen Individuum und Umwelt (siehe: Methodologie: Mehr-Ebenen-Modell).

Garnezy (1991) unterscheidet drei Bereiche, in denen relevante Faktoren aufgespürt werden können: das Individuum, die Familie und Unterstützung außerhalb der Familie. Werner, die aus heutiger Sicht *die* klassische Resilienzstudie – die Langzeituntersuchung des Geburtenjahrgangs 1955 auf der amerikanischen Insel Kauai² (Werner & Smith 1982; Werner, 1993) – durchführte, stellte ähnliches fest: Eine Breite an protektiven Faktoren und Prozessen wurde entdeckt, z. B. ein ruhiges Temperament bei Kindern, aus welchem sich kaum nervenaufreibende Interaktionen mit den Eltern ergaben, woraus sich wiederum gutes Kommunikationsverhalten und Konfliktlösungskompetenzen, gute Schulleistungen und ein hohes Maß an Selbstvertrauen ergeben können. Auf diese Weise kann sich eine gute Entwicklung Schritt für Schritt herausbilden. Weitere schützende Komponenten waren die Fähigkeit sich Hilfe und Unterstützung zu holen, das Vorhandensein von externer Unterstützung an der Schule und durch andere Institutionen, religiöse

² Bei einem Drittel dieser Kohorte wurden bereits im Alter von zwei Jahren hohe Risiken für gesundheitliche und soziale Entwicklungen beobachtet (z.B. Armut, niedriger Bildungsgrad der Eltern, psychische Störungen). Bei zwei Dritteln dieser gefährdeten Kinder wurden vor dem Erreichen des ernsthaften Lern- und Verhaltensprobleme festgestellt, aber ein Drittel entwickelte sich in unerwartet positiver Weise, ein Phänomen, dass bei dieser resilienten Gruppe im Alter von 40 Jahren immer noch zu beobachten war.

Überzeugungen und ein Gefühl der eigenen Bedeutsamkeit im Leben. Die Forschenden kamen zu der Auffassung, dass Resilienz und Wohlbefinden gleichzeitig von der Reduktion von Risikofaktoren sowie der Unterstützung durch Schutzfaktoren und schützende Prozesse abhängen (auf individueller Ebene, in der Familie oder durch externe sozio-kulturelle Schutzfaktoren) (Werner & Smith 1982; Werner 2000).

Es wurde deutlich, dass Risikofaktoren und Schutzfaktoren nicht immer als dichotomes Model funktionieren, d.h. dass sich z.B. Geschlecht in einem Fall günstig auswirkt, in einem anderen Fall aber nachteilig. Rutter (2000) hat deshalb vorgeschlagen, die Idee dichotomer Beziehungen zwischen Risiko- und Schutzfaktoren zu überwinden, da das Gegenteil nicht immer die gute bzw. die schlechte Seite der Medaille ist. Rutter führt daher das Konzept der Schutzmechanismen ein, das erlaubt, ein klareres Bild von der Reaktion einer Person in einer gefährdenden Situation zu erhalten. Denn die Qualität des Schutzes liegt im Mechanismus, nicht im Faktor. Ein Beispiel: Eine Scheidung kann eine stressige situationsbezogene Erfahrung für ein Kind sein, damit kann sie ein Risikofaktor sein. Andererseits kann eine Scheidung aber auch der Endpunkt von Familienkonflikten sein und damit zu einer Entspannung im Leben eines Kindes führen. Das heißt, in diesem Fall handelt es sich um einen Schutzfaktor. Der Schutz liegt nicht im Faktor "Scheidung", sondern im Mechanismus: der Reaktion des Individuums. Das bedeutet: "Es geht nicht um eine Suche nach breit definierten protektiven Faktoren, sondern eher um eine Suche nach den entwicklungs- und situationsbezogenen Faktoren, die in schützende Prozesse eingebunden sind (Rutter, zit. in Laucht 1990: 183).

Analyse auf vier Ebenen

Auf der *individuellen Ebene* scheinen vor allem zwei Faktoren von Bedeutung zu sein: Intelligenz, die dazu beiträgt, dass Kinder ihre eigene Situation verstehen und realistische Wege der Verarbeitung finden oder nach Hilfe suchen können (Block & Kremen, 1996; vgl. auch Condi 2006), sowie ein fröhliches Temperament, das dazu beiträgt, "sich die Welt unter leichteren Bedingungen anzueignen" (Condi 2006: 218; Werner 1998, 1993). Laut verschiedener Studien zeigen resiliente Kinder ein lebendiges Spielverhalten, aktives Bewältigungsverhalten, sie suchen nach neuen Erfahrungen und sind selten ängstlich. Sie agieren autonom und selbstständig, trotzdem sind sie in der Lage sich Hilfe zu holen falls nötig. Persönliche Merkmale sind Pflichtbewusstsein, Disziplin, Ehrgeiz, Selbstsorge, intellektuelle Neugier und Umsicht, Empathie und Überlegtheit (vgl. Julius & Prater, 1996; Lösel & Bender, 1999; Masten, 2001). Sie sind in der Lage einzuschätzen, welche Situationen von ihnen beeinflussbar sind und welche dies nicht sind. Sie trauen sich zu, Aufgaben korrekt zu erledigen und sind erfolgreich dabei, die erwarteten Ergebnisse herbeizuführen. Manchmal kapseln sich diese Kinder auch ab und haben ihre eigene spezielle Lebenswelt, ihr Refugium, in welchem sie ihren Hobbies nachgehen können oder anderweitig kreativ sind. Doch wie bereits angemerkt, nur weil es sich bei diesen Faktoren um innere Faktoren handelt (wie z. B. eine innere Kontrollüberzeugung; Pintrich & Schunk, 2002), wirken diese Faktoren weder unabhängig von anderen Faktoren noch können sie als zwangsläufig beeinflussbar bezeichnet werden. Für die vorliegende Untersuchung war die Frage entscheidend, ob individuelle Faktoren wie Intelligenz und Reflektiertheit, Fröhlichkeit oder Impulskontrolle in den Erzählungen der Jugendlichen genannt werden und, falls das der Fall ist, wie die Interviewten diese Faktoren im Sinne der Gewaltresilienz nutzen oder nicht nutzen.

Als zweites ist die *Familieebene* von besonderem Interesse, da Familiengewalt und Elterngewalt als Hauptrisiken für Kinder und Jugendliche anzusehen sind. Es geht darum, die Belastungen durch diese Gewaltformen abzuschätzen sowie die Ressourcen, die in der Familie liegen, zu beschreiben. Auch wenn sich in Studien unterschiedliche oder auch zwangsläufig ungenaue Angaben zu Kindern finden, die Familiengewalt erleiden, - z.B. die Angabe von 50-70% der Kinder, die ein posttraumatisches Belastungssyndrom aufweisen, nach dem sie häuslicher Gewalt ausgesetzt waren (Heynen 2001) – so besteht doch kein Zweifel daran, dass die Qualität von Familienbeziehungen, besonders in Bezug auf die Haltung der Eltern, schwerwiegende Bedeutung für die weitere Entwicklung der Kinder haben kann (Wyman et al. 1991; 1992). Die Hauptformen von Familiengewalt, die als Risikofaktoren angesehen werden, sind körperliche Misshandlung durch Eltern (z.B. "Erziehung durch Zwangsausübung"; Patterson, Stouthamer-Loeber, 1984) und das Beobachten von körperlicher oder psychischer Gewalt zwischen den Eltern (z.B. bei häuslicher Gewalt Rabe, Kavemann, 2007; Kindler, Werner 2005; Lamnek et al., 2006). Ob sich einer dieser Faktoren als gefährdend oder schützend auswirkt, hängt wiederum von der Interaktion mit anderen Faktoren ab. Condi (2006, 222) reklamiert, dass "eine gute und unterstützende Familie nichts falsch machen kann, wenn sie einem Kind in seinem Bewältigungsprozessen beisteht und wahrscheinlich hilft sie sogar dabei."

Je älter ein Kind wird, desto wichtiger werden andere Faktoren, und die Familie (oder ähnliche Formen der familialen Nahbeziehung) erhält zunehmend weniger Bedeutung als Hauptbezugspunkt für Nähe und Orientierung. Viele Jugendliche verlassen ihre belastenden Familien sobald sie es können, z.B. nach dem Schulabschluss, und suchen sich eine Umgebung, die ihnen besser entspricht (Werner & Smith, 1992; Reis, Colbert & Hébert, 2005). Deshalb lässt sich sagen, dass Alter hier ein bedeutender Faktor ist, auch weil sich einige unserer Interviewten dazu entschlossen, ihr anstrengendes oder gewalttätiges Familienumfeld zu verlassen oder dies zumindest planen, sobald sie dazu in Lage sind. Deshalb versuchen wir in dieser Untersuchung auch, die Bedeutung von Familien und anderen Formen primärer Nahbeziehungen in Bezug auf Belastungen und Ressourcen, die die Entwicklung der Jugendlichen hinsichtlich (nicht)gewalttätigen Verhaltens beeinflussen, zu beschreiben.

Sowohl Garmezy (1991) als auch Werner (1989) weisen darauf hin, dass *externe Unterstützung* für Kinder und Familien von enormer Bedeutung für die Entwicklung von Resilienz sein kann. Lohnarbeitsverhältnisse der Eltern (Wolff 1995), Freundschaften (Conrad, Hammen, 1993) sowie Unterstützung durch die Gemeinde und das Umfeld (Bottrell 2009) können als externe Ressourcen nachteilige Bedingungen abmildern.

In Gesellschaften, in denen der Arbeitsmarkt von großer Bedeutung für die eigene soziale Position ist, für die eigene Identität und Anerkennung, ist ein Beruf oder eine berufliche Perspektive relevant für die Ausprägung resilienten Verhaltens (Schuhmann 2003; Lösel & Bender, 1999, Masten 2001). Wir befragten die Interviewten auch nach ihrer Wahrnehmung von ihrer Schule, den gebotenen Möglichkeiten dort und nach der herrschenden Atmosphäre. Die Schule als ein Ort, wo Kinder und Jugendliche einen großen Anteil ihrer Zeit verbringen, wo sie ihre Freund_innen treffen, und wo sie Stress ausgesetzt sind, genauso wie interessanten Impulsen, ist in ihrer Bedeutung von daher ebenfalls nicht zu unterschätzen. In der Studie "Fünfzehntausend Stunden" haben Rutter et al (1979) das protektive Potenzial von Schulen untersucht. Es wurde deutlich, dass es Schulen mit sozialen Problemen gelang, familienbezogene Diskriminierungen zu entschärfen und

emotionale Instabilität zu reduzieren, indem das Selbstwertgefühl der Kinder stimuliert wurde sowie soziale Integration und Schulerfolg gefördert wurden (vgl. Maughan, 1989). Damit kann Schule ein guter Ort sein, um Resilienzförderung zu betreiben. Allerdings sollten dabei die institutionalisierten und institutionalisierenden Logiken von Schule beachtet werden, die offen ausschließende und stigmatisierende Praktiken enthalten (Sanders, Munford 2007). In Bottrells Untersuchung über Schwarze Mädchen zwischen 13 und 24, die in einer städtischen Siedlung des sozialen Wohnungsbaus leben, wird deutlich, dass die Praktiken des Schuleschwänzens und des Verlassens der Schule zu einem frühen Zeitpunkt Anzeichen für Widerständigkeit gegen die Stigmatisierungen sind, die die Mädchen in der Schule aufgrund ihrer Lebensumstände erfahren (Bottrell 2007: 605f.). Sie kritisieren ebenfalls die von der Schule angebotenen Lernhilfen als unpassend für ihre Bedürfnisse (Bottrell 2009: 328). Auf der einen Seite weist dieses Beispiel schon auf eine vierte Ebene hin, auf der Risiko- oder Schutzfaktoren gefunden werden können: die *strukturelle Ebene*, wo Faktoren wie Armut, Wohnungsbaupolitik und andere soziale Ungleichheiten als Risikofaktoren der Makroebene wirken. Diese Faktoren sind oft durch offizielle (juristische) Entscheidungen oder soziale Normsetzungen legitimiert und es existiert so gut wie kein gesetzlicher Schutz gegen sie. Im Beispiel von Bottrell wurde gezeigt, wie diese Faktoren mit institutionellen Praktiken interagieren, aus diesem Grund entscheiden die Mädchen sich dafür, sich selbst die Erfahrung konstanter Abwertung in der Schule zu ersparen. Andererseits trifft ihre Verhaltensweise kaum die normative Idee, die hinter Resilienzkonzepten oder Bildungsrichtlinien stecken. Trotzdem sind die Mädchen und jungen Frauen in ihren Unternehmungen recht erfolgreich, da sie sowohl ihre informellen Netzwerke einbeziehen wie auch einige öffentliche Einrichtungen. Ihre Art, resilient zu sein, kann deshalb nur verstanden werden, wenn man sich in ihr System hineinbegibt, anstatt es von außen zu beurteilen.

Gewaltresilienz: Eine Definition aus qualitativer Perspektive

Sowohl Risiko- und Schutzfaktoren als auch Belastungen und Ressourcen sind auf den vier unterschiedlichen Ebenen angesiedelt, welche im Folgenden als ontogenetische Ebene (auf die individuelle Entwicklung bezogen), Mikro-Ebene (familien- und nahumfeldsbezogen), Meso-Ebene (institutionenbezogen) und Makro-Ebene (auf gesellschaftliche Strukturen bezogen) bezeichnet werden³. Über diese Ebenen hinweg interagieren sie und folgen nicht immer potenziell normativen Ideen darüber, was ein günstiger Ausgang eines Prozesses ist. Neben vielen anderen Dingen fragten wir die Jugendlichen nach gewalttätigen Situationen und anderen Belastungen sowie nach ihren Strategien, mit diesen umzugehen. Zwei Prämissen müssen erfüllt sein um Gewaltresilienz beurteilen zu können: Gewalthaltige Umstände und das Ergreifen eigener Maßnahmen um mit diesen umzugehen. Deshalb sind wir bei der Entwicklung einer eigenen Definition von Gewaltresilienz davon ausgegangen, dass zwei Vorbedingungen erfüllt sein müssen, um von Gewaltresilienz sprechen zu können. Erstens muss eine gewalthaltige Situation oder Szenerie vorhanden gewesen sein, mit welcher – zweitens – eine Person in einer Weise umgegangen ist, die sie hat weder zum Täter bzw. zur Täterin von Gewalt werden lassen, noch zum Gewaltopfer. Wie bereits erwähnt, lässt sich Gewaltresilienz nicht ohne das Vorhandensein problematischer Situationen oder

³ Im Zuge der Methodologie-Entwicklung für unsere Studie sind wir mit verschiedenen Vier-Ebenen-Modellen in Berührung gekommen. Die hier gewählte Art der Bezeichnung erscheint uns die neutralste, weil z.B. nicht die Familie als alleiniges Nahumfeld definiert wird. Manche der interviewten Jugendlichen leben nicht in einer Familie.

Umstände erfassen, welche Reaktionen in die eine oder andere Richtung erforderten. Die Tatsache bedenkend, dass Kinder und Jugendliche in Situationen geraten, in denen ein gewalttätiges Verhalten auch als kompetentes Verhalten angesehen werden muss (weil andere Verhaltensweisen für den Jugendlichen nicht angebracht schienen, da sie ihn in noch größere Schwierigkeiten gebracht hätten oder weil dies ihre einzige Möglichkeit war, schlimmeres zu verhindern, z.B. wenn sie durch ihr gewaltsames Eingreifen ihren Vater davon abhielten, ihre Mutter zu verprügeln⁴), waren wir damit konfrontiert, Jugendliche als gewaltresistent zu kategorisieren die eigentlich hin und wieder gewalttätig waren. Um die Bedingungen, unter denen Jugendliche manchmal zu leben haben, und ihre eigene Sicht auf ihre gewaltsamen Handlungsweisen, die als kompetentes Verhalten angesehen werden können, angemessen zu berücksichtigen, schlagen wir eine zweigeteilte Definition für Gewaltresilienz vor⁵:

Gewaltresilienz ist das Ergebnis eines Verhandlungsprozesses mit der eigenen Umwelt, bei dem es um Ressourcen geht, die die entsprechende Person in die Lage versetzen, sich vorwiegend gewaltfrei zu verhalten und sich selbst trotz gewalttätiger Umstände als kompetent handelnd zu verstehen.

Der Ansatz der Grounded Theory, wie er hier teilweise verwendet wurde (Z.B. beim offenen Kodieren, siehe Methodologie), war sowohl von normierender psychopathologischer Forschung als auch von konstruktivistischen Erkenntnissen inspiriert. Die genannte Definition half uns, beide Perspektiven zu verbinden und ist ein unerwartetes Ergebnis dieser Studie im Sinne der Theorieentwicklung in einem neuen Feld der Gewaltforschung.

Methodologie

Im Projektdesign dieser Querschnittstudie sind quantitative und qualitative Methoden kombiniert worden. Als erster Schritt der Daten-Erhebung wurde in allen beteiligten Ländern eine Fragebogen-Studie zur Gewaltsozialisation in Familie, Schule und Freizeit vorgenommen, bei der der Fokus auf für Gewaltresilienz relevanten quantitativen Parametern lag. Eine erste Analyse dieser quantitativen Daten führte zu den folgenden unabhängigen Variablen, anhand derer „matched pairs“ für die Durchführung qualitativer Interviews ausgesucht wurden:

- biologisches Geschlecht (weiblich/männlich)
- sozio-ökonomischer Status (niedrig, mittel, hoch)
- Ein-/Mehrsprachigkeit

Anhand dieser unabhängigen Variablen wurde für jedes Land ein Sample der „matched pairs“ definiert. 80 Paare (20 pro Land) mit ähnlichem sozialen Hintergrund aber unterschiedlichem Gewaltverhalten wurden ausgewählt. In der qualitativen Untersuchung sollten die Gründe für die Unterschiedlichkeiten innerhalb jedes Paares herausgefunden werden. Darüber hinaus sollte ein tieferes Verständnis für die wechselseitigen Beziehungen gewonnen werden, die die Gewaltsozialisationen

⁴ Dies kann nur *rückschauend* als „erfolgreich“ bewertet werden. Es lässt sich nur vermuten, dass das Kind eine gute Einschätzung der Situation hatte, eine gute Intuition (verstanden als inkorporiertes Erfahrungswissen) oder genug Selbstbewusstsein um auch mit den potenziellen Konsequenzen des Eingreifens umzugehen. Eine schwierige Situation kann also auch einen guten Ausgang haben, weil Glück oder der Zufall im Spiel sind.

⁵ Diese Definition orientiert sich an Michael Ungars konstruktivistischem und subjekt-orientierten Zugang zu Resilienz. „Resilienz ist ein Ergebnis von Aushandlungsprozessen mit der Umwelt um Ressourcen, die eine Person in die Lage versetzen sich selbst als gesund trotz widriger Bedingungen zu definieren.“ (2004: 344).

der verschiedentlich belasteten Jugendlichen beeinflussen während ein besonderes Augenmerk auf Faktoren gelegt werden sollte, die ungünstigen Bedingungen entgegenarbeiten. In jedem Land sollten 40 Einzelinterviews (20 Paare) durchgeführt werden.

Tabelle (1) Sample Design

	resilient	nicht resilient
Spanien	20	20
Deutschland	20	20
Slovenien	20	20
Österreich	20	20

Aus dem Gesamtsample wurde ein Teilsample von 80 jugendlichen Paaren (20 pro Land) für die qualitativen Interviews ausgewählt. Ein Einladungsschreiben wurde an jene Schulklassen geschickt, in denen quantitative Daten erhoben wurden. Die ausgewählten Jugendlichen wurden gebeten, sich mit dem Forschungsteam in Verbindung zu setzen.

Wie aus der folgenden Tabelle (2) deutlich wird, war es nur in Slowenien und Spanien möglich, den Rekrutierungsprozess auf die geplante Art durchzuführen. In Österreich und Deutschland mussten hingegen andere Wege gefunden werden, um Zugang zu Jugendlichen zu erhalten, da sich die ausgewählten Jugendlichen aus verschiedenen Gründen (Schulstreiks, andere Forschungen, die zur gleichen Zeit durchgeführt wurden, Ferienbeginn etc.) nicht zurückgemeldet hatten. Die Forschungsteams in Österreich und Deutschland sind dann mit Fachkräften aus der Jugendarbeit (Jugendhilfe, Bildungsarbeit, Offene Jugendarbeit...) in Kontakt getreten um andere Jugendliche als Interviewpartner_innen zu finden. Die Rekrutierung wurde also entweder mit einer Vorauswahl durch den Fragebogen oder durch direkten Kontakt in Jugendzentren und anderen Einrichtungen durchgeführt.

Tabelle (2) Qualitatives Sample n= 132

Auswahl durch...	Quantitative Erhebung		Andere Rekrutierungswege	
	Resilient	Nicht resilient	Resilient	Nicht resilient
Spanien	8	25	-	-
Deutschland	5	20	2	4
Slowenien	8	30	-	-
Österreich	1	1	6	22
Gesamt	22	76	8	26

Die folgenden zwei Gruppen wurden als "nicht gewaltresilient" definiert:

- die Jugendlichen, die Gewaltwiderfahrnisse innerhalb ihrer Familien beschreiben und gleichzeitig von ihren eigenen gewalttätigen Handlungen und Einstellungen als normalen und gerechtfertigten Praktiken sprechen;
 - die Jugendlichen, die weder von gewalttätigen Widerfahrnissen innerhalb ihrer Familie noch von anderen gewalttätigen Verhaltensweisen und Haltungen berichten.
- Jugendliche, die als "gewaltresilient" definiert wurden, lassen sich in zwei Gruppen unterscheiden:

-Jugendliche mit generell gewaltresilienten Kompetenzen: die Jugendlichen, die von gewalttätigen Widerfahrnissen innerhalb ihrer Familie berichten und gleichzeitig keinerlei Begebenheiten erwähnen, in denen sie selber gewalttätig gegen Andere wurden oder sonstige gewaltbejahende Haltungen zeigten;

-Jugendliche mit überwiegend gewaltresilienten Kompetenzen: die Jugendlichen, die von gewalttätigen Widerfahrnissen innerhalb ihrer Familie berichten und gleichzeitig nur seltene Begebenheiten erwähnen, in denen sie selber gewalttätig gegen Andere wurden aber ansonsten keine gewaltbejahende Haltungen zeigten oder über ihre laufende, gewaltfreie Entwicklung berichteten.

Es wurde deutlich, dass so gut wie alle Jugendlichen in gewalttätige Situationen verwickelt waren, an denen sie zumindest passiv beteiligt waren (z.B. Mobbing in der Schule).

Insgesamt wurden 132 Interviews (davon 61 Mädchen und 71 Jungen) in den beteiligten vier Ländern durchgeführt. 15 Jungen und 17 Mädchen werden als "mit Migrationshintergrund" (1. und 2. Generation) definiert, weil ihre Eltern in einem anderen Land geboren worden sind als das Land, in dem das Interview stattfand. Alle anderen Interviewten wurden als autochthon definiert (44 Mädchen und 56 Jungen).

Die folgende Tabelle zeigt das qualitative Sample entlang der Hauptvariablen der Auswahl. Es sind hier alle Jugendlichen dargestellt, die als "resilient" kategorisierten wie auch die als "nicht-resilient" kategorisierten.

Tabelle (3) n=132

Ge- schlecht	Männlich						weiblich					
	Migrationshinter- grund			kein Migrationshinter- grund			Migrationshinter- grund			Kein Migrationshinter- grund		
SES	nie dri g	mittel	hoc h	Nie dri g	mittel	Hoc h	nie dri g	mittel	hoc h	nie dri g	mittel	hoch
Niedrige Familien- bela- stung	2 - - 1	3 - - 4	- - - -	4 2 4 2	4 1 6 5	1 4 - -	1 2 2 -	1 1 - 1	- - - -	2 5 5 1	1 6 7 2	1 1 - -
Mittlere Familien- bela- stung	- - 1	- - 1	- - -	- 1 3 -	3 1 - 3	- 3 - 1	- - 1 -	- - - 2	- - - -	1 - 2 -	- - - 2	- - - -
Hohe Familien- bela- stung	2 - - -	- - - -	- - - -	1 1 1 1	- - - -	- 4 - -	2 1 1 1	- - - 1	- - - -	- 1 - -	1 3 - 1	- 1 - -

Österreich Slowenien Spanien Deutschland

Der Interviewleitfaden wurde in Übereinstimmung mit den Ergebnissen der Literaturrecherche entwickelt. Der Literaturbericht fokussierte sich auf Resilienzforschung im Allgemeinen, Gewaltresilienz und Schutzfaktoren, die Exploration von bestimmten Problemstellungen und Bedingungen für positive Prozesse. Ein spezielles Augenmerk lag auf den Faktoren, die besonders bei jungen Leuten potenziell zu der Fähigkeit führen können, mit ungünstigen Sozialisationsbedingungen umzugehen; d.h. Faktoren, die die Chancen erhöhen, dass Jugendliche ohne Gewalt auskommen können.

Der Interviewleitfaden umfasste die folgenden zentralen Dimensionen:

- soziale Netze
- Sozialisation and biografische Veränderungen
- schulische Erfahrungen
- Freizeit, Freund_innen und soziales Umfeld
- intime Beziehungen
- Familie und Kindheit
- Religion
- Zugehörigkeit (Nationalität, Ethnizität, Migration)
- Geschlechterstereotype
- Emotionen
- Mobbing, Gewalt und Ausschlüsse
- Zukunftsperspektiven
- Selbstwahrnehmung

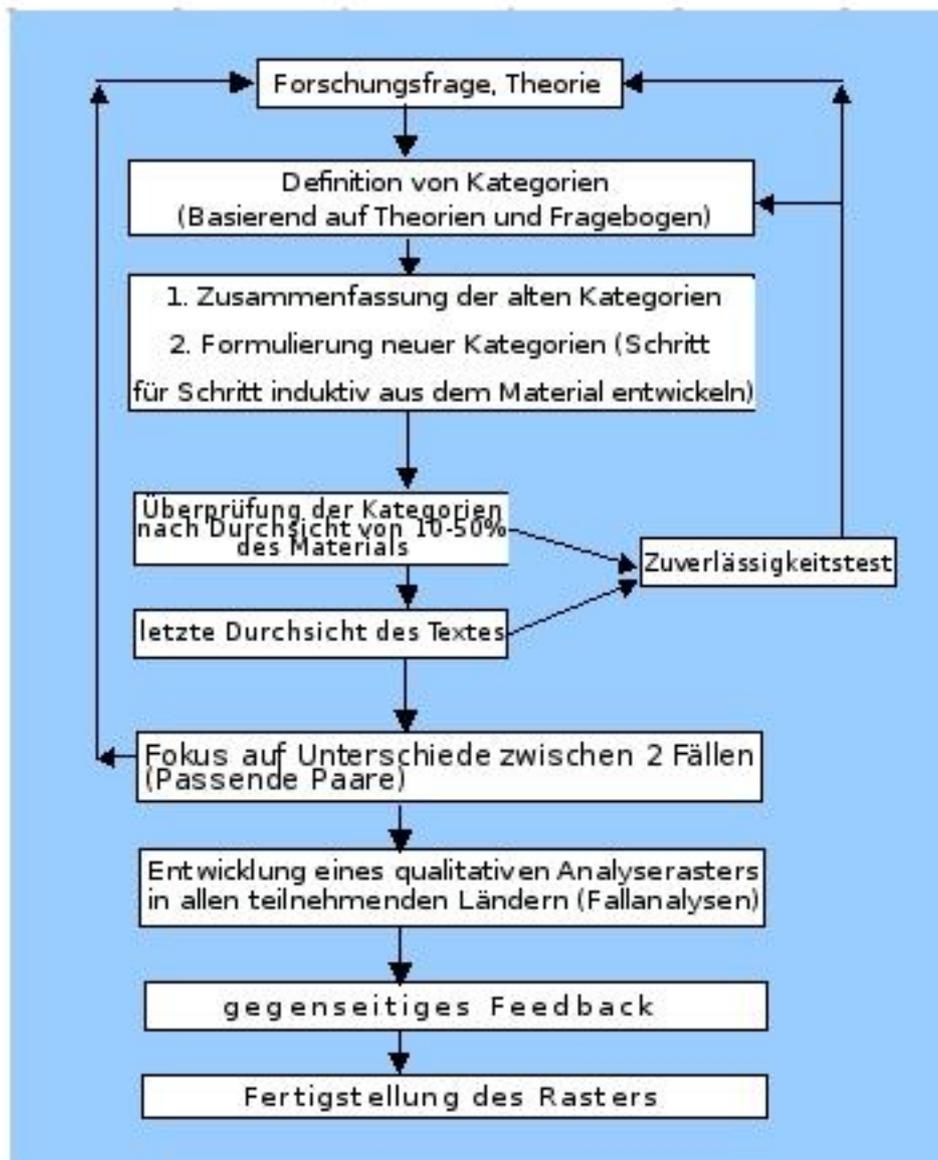
Analyse

Um das Interviewmaterial zu analysieren wurden in allen Ländern qualitative Methoden und Ansätze benutzt. Nachdem die Interviews durchgeführt waren, wurden Transkriptionen angefertigt und analysiert. Mit Bezug auf die Forschungsfrage wurden einige theoriebasierte Hauptkategorien definiert, die mit den Hauptkategorien der quantitativen Untersuchung verknüpft sind. Entsprechende Passagen im qualitativen Material wurden unter diese Kategorien geordnet. Gleichzeitig wurden aus dem Material selbst neue Kategorien entwickelt. Gemäß der Methode des "Offenen Kodieren" (vgl. Strauss & Corbin 1990, 1996; Glaser & Strauss 1998) wurden einige wichtige resilienzbezogene Variablen identifiziert, kategorisiert und verknüpft. Offenes Kodieren bedeutet neue Kategorien zu definieren. Dieser Prozess folgt diesen Hauptaspekten:

- im Kodierungsprozess werden Hauptelemente des Textes benannt und miteinander in Beziehung gesetzt (z.B. Bedeutungsunterschiede, Formulierungsweisen, Häufigkeiten etc.)
- das Datenmaterial wird konzeptionell geordnet und Kategorien werden benannt
- relevante Kategorien werden durch Vergleich generiert
- Kategorien werden in Bezug auf Charakteristiken und Häufigkeiten gebildet

Die Analyse des Interviewmaterials durch alle Partner_innen führte zu einer langen Liste von deduktiv und induktiv gewonnenen Kategorien. Der nächste Analyseschritt fokussierte auf die Zuverlässigkeit der Kategorien: alle Kategorien wurden auf Genauigkeit und Überlappungen mit anderen Kategorien untersucht. Alle Kategorien wurden auf ihre Angemessenheit im Sinne der Forschungsfrage überprüft.

Grafik (1) Definition von Kategorien

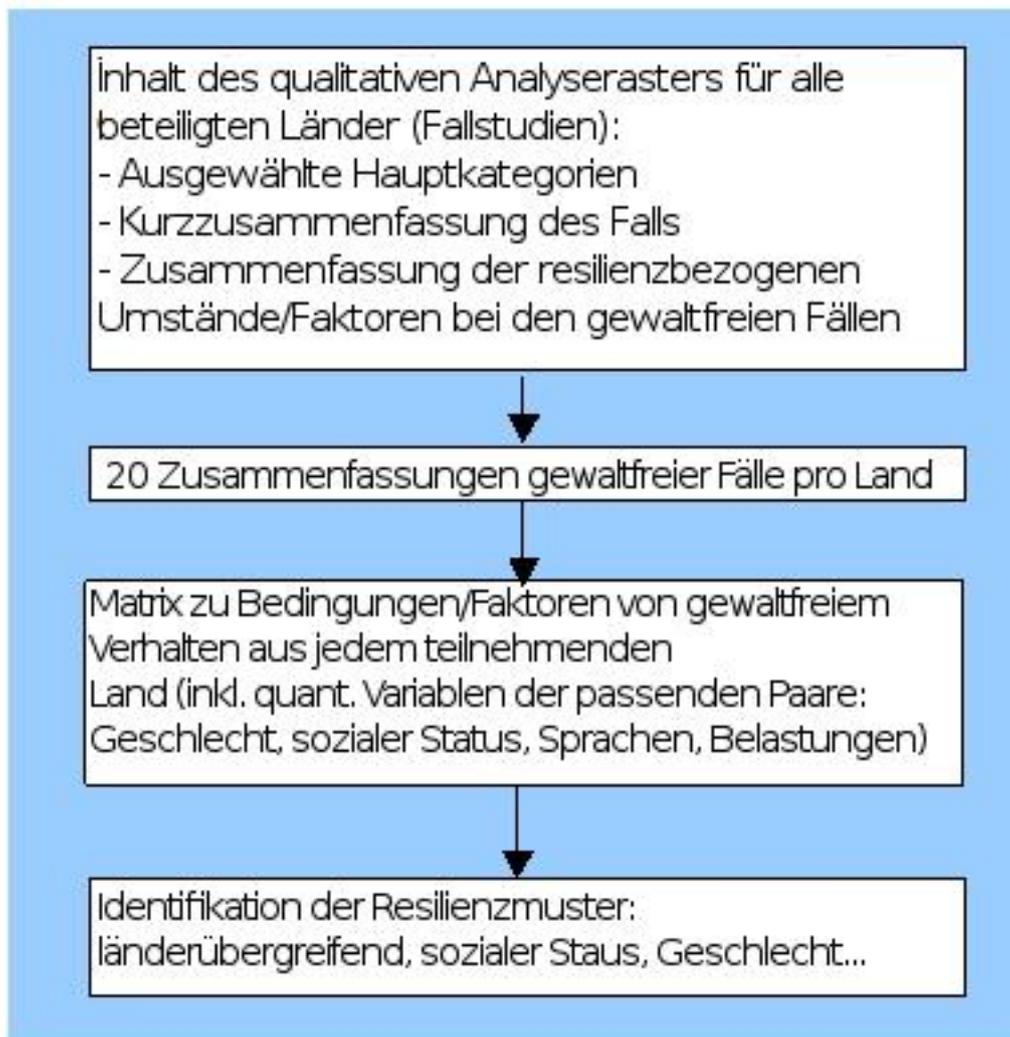


Nachdem die Kategorien definiert worden waren, konnten Kategoriengruppen unter verschiedene wichtige Hauptdimensionen subsumiert werden. Mithilfe der "Qualitativen Inhaltsanalyse" (Mayring 2000) wurde das ganze Material anhand des Analyserasters zusammengefasst, das die Hauptdimensionen der Analyse umfasst. Die **Zusammenfassung** des Interviewmaterials stützte sich auf folgende Schlüsseldimensionen:

- Soziodemografische Daten und die Beschreibung der Lebensumstände
- Gewalterfahrungen (Belastungen durch Familiengewalt, eigene Erfahrung mit Gewalt, Umgang mit Gewalt)
- Schutzfaktoren (Schule, Lebensumstände, Selbstkonzept, Beziehungen, Fertigkeiten)

- für eine intersektionale Analyse bedeutsame Strukturen (Sozialstruktur, Prozesse der Identitätsbildung, symbolische Repräsentation von Dominanzstrukturen)
 - Gewaltresilienz (gemäß Eindruck der Forschenden)
 - Übereinstimmung von Daten aus dem Fragebogen und Interviewmaterial
- In einem zweiten Schritt wurden die Einzelfälle mit ihrem passenden Gegenstück (siehe oben) in Beziehung gesetzt oder es wurden auf der Basis des qualitativen Materials „matched pairs“ generiert (vergleichbare Lebensumstände aber unterschiedliches Gewaltverhalten). Dieser Schritt der Explikation führte zu insgesamt 4 vergleichbaren Paaren.

Grafik (2) Resilienzmuster



In einem dritten Schritt wurde das Interviewmaterial gemäß einem Balance-Modell strukturiert, bei dem risikoverstärkende und risikomindernde Bedingungen auf vier verschiedenen Ebenen verglichen wurden (vgl. Scheithauer/Niebank/Petermann 2000: 67: der ontogenetischen Ebene, der Mikro-Ebene, der Meso-Ebene und der Makro-Ebene. Um den Einfluss der verschiedenen Ebenen in der Analyse deutlich zu machen haben wir den **Ansatz eines Mehrebenen-Modells** (vgl. Hagemann-White et al. 2010) verwendet. Um das Modell möglichst politiknah und interventionsorientiert zu gestalten, haben wir ein soziologisches Verständnis von “Ebenen” benutzt, das sich insbesondere von den individualisierenden Konventionen

der psychologischen Literatur zu Kindesmissbrauch unterscheidet, und eher den Blick auch auf Gewalt richtet, die mit struktureller Ungleichheit aufgrund von Geschlecht, Ethnizität, Klasse und Generation verknüpft ist. Daraus ergibt sich ein etwas anderer Ansatz als sich in der Literatur zur Qualifizierung der fallbezogenen Arbeit und Familienintervention findet, bzw. zu psychiatrischen Interventionen im Falle sexueller Gewalt. Beide Blickrichtungen sind relevant.

Die Analyse des qualitativen Materials (fallbezogen und im transnationalen Vergleich) umfasst einzelne protektive Faktoren, schützende Muster und „matched pairs“.

Ergebnisse der qualitativen Analyse

STAMINA konzentriert sich auf die Frage was Resilienz gegen Gewalt bei Jugendlichen stärkt, wenn Risikofaktoren und Belastungen im Spiel sind. Dieser Ansatz lehnt sich an den paradigmatischen Richtungswechsel an, der sich von der Perspektive von Prävention von Krankheit auf die Förderung von Gesundheit verlagert hat und hier für das Feld der Jugendgewalt nutzbar gemacht wird.

Ein wichtiges Projektziel ist ein besseres Verständnis der Faktoren und Prozesse, die bei Jugendlichen zu einer erfolgreichen und gewaltfreien Bewältigung potenziell gewalthaltiger Situationen führen.

1. *Beschreibung des Samples*

STAMINA verfolgte zwei Strategien zur Rekrutierung von Jugendliche für die qualitative Befragung:

1. mit quantitativen Analysen wurden interessante Kandidat_innen aus dem Fragebogen-Sample herausgefiltert, die nach ihrer Interviewbereitschaft befragt wurden,
2. potenzielle Interviewpartner_innen wurden in Jugendclubs und vergleichbaren Einrichtungen bzw. über Jugendarbeiter_innen angesprochen (siehe oben).

Bei 30 von 131 Interviewten kann man davon ausgehen, dass sie mit grundsätzlichen Resilienz-Kompetenzen bzw. zumindest mit einigen dieser Kompetenzen ausgestattet sind.

Die qualitative Untersuchung kann eine detaillierte Ausdifferenzierung von Faktoren anbieten, welche jungen Leuten, die unter gewalttätigen Bedingungen aufwachsen mussten, die Fähigkeit verleiht, mit Konflikten auf eine gewaltfreie Art umzugehen. In dieser Hinsicht muss Resilienz als dynamischer Prozess angesehen werden, als zweidimensionales Konstrukt, dass von negativen Lebensumständen und der Umsetzung von Bewältigungsstrategien ausgeht (Luthar & Cicchetti 2000). In diesem Sinne kann Gewaltresilienz nicht immer gleichgesetzt werden mit Gewaltfreiheit um jeden Preis. Genaugenommen waren fast alle Jugendlichen aus dem beforschten Sample zumindest einige wenige Male Täter_innen von Gruppenmobbing, leichter körperlicher Gewalt gegen ihre Geschwister, reziproker Gewalt zwischen Peers oder Gewalt gegen sich selbst (z.B. internalisierte Gewalt). 5 Jugendliche benannten keinerlei Involviertheit in gewalttätige Situationen. Einige Jugendliche machten im

Interview eine starke Unterscheidung zwischen aktiver Gewaltnutzung, die sie selbst ablehnen, und defensiver Gewalt, deren Gebrauch sie nicht immer verhindern konnten. Vor dem Hintergrund, dass einige Jugendliche aus unserem Sample unter verschiedenen Gewaltformen und Risiken zu leiden haben (z.B. früher Tod der Eltern, kaum ökonomische Ressourcen, körperliche Gewalt durch die Eltern, das Beobachten intimer Partnergewalt, emotionale Vernachlässigung etc.) und dass Jugendliche eher in physische und psychische Gewaltsituationen verstrickt sind als Erwachsene⁶, ist es nicht verwunderlich, dass fast alle Jugendlichen auch Gewalttäter_innen geworden sind. Deshalb stellt sich die Frage, ob es möglich ist, resilienzbezogene Kompetenzen und Ressourcen im Verhältnis zu Belastungen, Erfahrungen und Umständen zu beurteilen. Das Gewaltverhalten von Markus, einem sechzehnjährigen österreichischen Jungen, der wiederholt beobachten musste, wie sein Vater seine Mutter schlug, worauf Markus anfing seinen Vater zu schlagen, muss anders betrachtet werden als etwa die Gewalttätigkeit von Jordi, einem fünfzehnjährigen spanischen Jungen, der von zwei Begebenheiten reziproker Gewalt unter Peers spricht, in denen er sich selbst verteidigt hat. Jordi ist zudem Opfer struktureller Gewalt in Form eines Mangels an ökonomischen Ressourcen. Weder die verschiedenen Gewaltformen noch die Umstände sind direkt vergleichbar und die Definitionen von Resilienz und resilienzbezogenen Kompetenzen sowie die unterschiedlichen Belastungsgrade (hoch, mittel, niedrig) müssen hier jeweils am Einzelfall diskutiert werden. Von daher haben wir in der Analyse versucht herauszufinden, in wie fern das Leben und die Lebensumstände der Jugendlichen von den verschiedenen Gewaltformen und Belastungen beeinflusst sind um die Qualität der resilienzbezogenen Kompetenzen, die *trotz* solch negativer Einflüsse oder Risiken entwickelt werden konnten, beurteilen zu können.

Da Kinder und Jugendliche die Expert_innen für ihr eigenes Leben und ihr Wohlbefinden sind, ist es unser Anliegen, sie mit ihren subjektiven Sichtweisen hier zu Wort kommen zu lassen. Nur die Jugendlichen selbst können angemessen ihr Wohlbefinden und die Grenzen desselben beschreiben, die Strategien und Faktoren, die ihnen in stressigen Situationen mit potenziell gewalttätigen Begleiterscheinungen geholfen haben und auch in Situationen in denen sie in gewalttätige Handlungen verwickelt waren, ohne sich daraus befreien zu können oder alternative Handlungsmöglichkeiten entwickeln zu können. Neben den analytischen Zusammenfassungen der Interviews sollen die Jugendlichen hier so oft wie möglich selbst sprechen. Wir danken ihnen allen, dass sie ihre Gedanken über das Leben mit uns geteilt haben.

1.1 Jugendliche mit Gewaltresilienz

12 von 30 Jugendlichen – 3 Jungen und 9 Mädchen – zeichneten sich dadurch aus, dass sie gegen die Möglichkeit Gewalttäter_in gegen andere zu werden, “voll

⁶ Die hohe Anzahl von Gewalttaten unter Jugendlichen – vor allem unter Jungen – ist kein natürlicher Nebeneffekt des Jugendalters. Jugend ist eine Periode, in der die psycho-sexuelle Entwicklung und der Übergang von Kindheit zum Erwachsenenalter im Zentrum steht, und dessen Dynamiken und Prozesse von sozialen Institutionen, Erwartungen, Ideologien, Wissen und Diskursen geformt wird (vgl. Scherr 2009: 220). Identitätsbildung ist ein Faktor in diesem Spiel, der über den Kampf für eine Position funktioniert, über Abgrenzung und Abwertung von anderen. Dies kann gewalttätige Praxen beinhalten, z.B. wenn Jungen in den “ernsten Spielen des Wettbewerbs” (Bourdieu 1997: 203) auf dem Schulhof, dem Sportplatz oder der Bar ihre Kräfte messen und ihre männliche Ehre verteidigen, die ihnen nicht erlaubt eine Kampf abzulehnen, und so lernen, sich männlich zu verhalten. In diesem Kodex ist es besser einen Kampf zu verlieren als nicht daran teilgenommen zu haben und als “Weichei” tituliert zu werden.

resilient“ zu sein scheinen. Davon erwähnen 5 Jugendliche keinerlei eigene Gewaltanwendung; dies sind alles Mädchen. Die anderen berichteten über einige wenige Vorkommnisse von Mobbing oder Ausgrenzung in der Gruppe oder seltene Kämpfe (zumeist waren diese vor langer Zeit gewesen), unterlassener Hilfeleistung, oder sie beschreiben ihre eigene Entwicklung weg von häufiger Gewaltanwendung in früherer Zeit hin zu einem gewaltfreien Leben heute, z.B. aufgrund ihrer Teilnahme an einem Streitschlichter-Programm in der Schule oder weil sie ihr gewalthaltiges Umfeld verlassen haben. Der Faktor Zeit scheint in diesem Prozess in Kombination mit persönlicher Entwicklung eine wichtige Rolle zu spielen.

Von den 12 Jugendlichen mit generell gewaltresilientem Verhalten kommen 7 aus hochbelastenden Familienzusammenhängen, drei aus mittelschwer belastenden und 2 aus niedrig belastenden Familienzusammenhängen. „Belastungen“ stehen hier entweder für Familiengewalt (Beobachten von intimer Partnergewalt, Gewalt durch Eltern, häusliche Gewalt, Vernachlässigung oder andere Formen emotionaler Gewalt), konstanter emotionaler Stress, z.B. aufgrund einer Scheidung, oder Formen struktureller Gewalt wie kontinuierliche ökonomische Knappheit, Diskriminierungen aufgrund von Rassismus oder Behinderung etc..

1.2 Jugendliche mit begrenzter Gewaltresilienz

Die interviewten Jugendlichen, die nicht als „komplett gewaltresilient“ zu klassifizieren sind, haben entweder in bestimmten Bereichen oder Situationen „gewaltresiliente Kompetenzen“ gezeigt oder sie beschrieben sich selbst als inmitten eines Entwicklungsprozesses steckend, der eine vielversprechende Änderung des Umfelds oder der eigenen Haltung implizierte, sich aber noch in einem Stadium der Ambivalenz befand. Im Beispiel von Kim (siehe Kästchen) beschreibt sie gewalttätige Streits mit ihrem Bruder. Die Beziehung zwischen den beiden erscheint auch heute noch nicht besonders vertrauensvoll, da aber ihr Bruder aufgrund seiner Arbeit als Soldat und seiner Stationierung während der Werkzeuge wenig zuhause ist, sinkt die Anzahl der Gewaltsituationen und Kim sagt zudem von sich, dass sie versucht solche Streits möglichst zu vermeiden. Das bedeutet z.B., dass sie ihrem Bruder ihren Fernseher überlässt, wenn dieser dies einfordert. Sie wartet dann auf der Treppe vor ihrem Zimmer bis er fertig ist. Wie sie im nebenstehenden Zitat beschreibt, vermeidet sie es mit jemandem darüber zu sprechen. Kim lebt in einer gewalttätigen Familienatmosphäre. Ihre Eltern trinken und ihr Vater schlug sie einmal. Ihre Mutter hat verschiedentlich Gewalt gegen sie ausgeübt wegen schlechter Schulnoten. Sie hat sie mit dem Duschschlauch geschlagen. Für Kim haben ihre Eltern ihre Kindheit zerstört. Aus diesem Grund möchte sie weit weggehen und in Zukunft unabhängig von ihren Eltern sein. Auf der einen Seite erscheint ihr Verhalten in Bezug auf ihren Bruder als vernünftiges

Kim: Das fängt eigentlich immer harmlos an. Egal, irgendwie... wenn ihm mein Ton nicht gefällt oder so. Auch, wenn ich normal spreche, und ihm das trotzdem nicht gefällt, dann wird er laut. Wenn er laut wird, werde ich manchmal auch laut. Also früher war das immer so, dass ich dann auch einfach laut geworden bin. Und ja, dann fängt es halt eben an, dass wir uns erst schubsen. Und dann schlagen. Und einmal ging es soweit, dass ich ihn mit einer Pfanne gehauen hab. Sowas halt.”

I: Ist das jetzt länger her, und...

Kim: Länger her, ja. Und er hat mich auch manchmal gewürgt, was ich auch nicht toll fand. Aber ich hab das auch meistens nie meiner Mutter erzählt, oder so, weil ich wollte auch irgendwie nicht, dass er Ärger bekommt, oder so. Ich dachte immer, ja, das ist halt eben unsere Sache.

Verhalten (das Vermeiden von Stress mit einem stärkeren Gegner in einer Situation ohne ein Unterstützungsnetzwerk), auf der anderen Seite erweckt Kim einen ziemlich resignierten Eindruck, wenn sie anmerkt, dass sie gerne in Amerika leben würde um dem Ärger in der Familie zu entkommen.

Kim scheint einen abenteuerlustigen Charakter zu haben und strebt nach Autonomie; sie versucht des Öfteren, Kontrollsituationen zu entkommen. Darüber hinaus zeigt Kim Empathie für andere (z.B. - obwohl sie sie nicht leiden kann - mit einer Lehrerin, die Schwierigkeiten mit Kims Klasse hat) und erwähnt ihre Fähigkeit, Fehler zuzugeben. Kim sieht sich selbst als Person, die in Ausgrenzungs- und Konfliktsituationen in der Schule erfolgreich eine beruhigende Funktion einnimmt. Kim sagt von sich, dass sie gewaltfreies Verhalten grundsätzlich bevorzugt.

Im Fall von Kim lässt sich nicht über eine generelle Gewaltresilienz sprechen, sie agiert aber aktiv darin, sich einige Schwierigkeiten vom Leib zu halten, um mit der Situation zuhause effektiv umgehen zu können. Oft kann sie solchen Situationen aber nicht entkommen und ihr Widersacher – ihr Bruder – ist wesentlich stärker als sie. Ihre Perspektive auf ihr zukünftiges Leben besteht aus einem grundsätzlichen Bruch mit der Familie und großer geografischer Distanz. In dieser Hinsicht bleibt Kim ein interessanter aber ambivalenter Fall⁷, wie viele andere Jugendliche auch, die nicht hundertprozentig gewaltfrei leben (können). Diese Fälle sollen in unserem Bericht nicht fehlen.

Kim: Aber ich bin nicht jemand, der mit Gewalt anfängt oder mit Gewalt etwas beendet, oder so. Das bringt nichts.

2 *Drei verschiedene Zugänge: Faktoren, Muster, Vergleichspaare*

Im folgenden beschreiben wir zuerst die generelle Prävalenz von Schutzfaktoren im qualitativen Datenmaterial. Dabei fokussieren wir die Faktoren, die im analytischen Kategorisierungsprozess am häufigsten auftraten. Unter geschlechtbezogenem Blickwinkel scheinen die Ähnlichkeiten zwischen Mädchen und Jungen größer zu sein als die Unterschiede. Die sechs am häufigsten genannten Faktoren finden sich in gleichen Zahlen bei beiden Geschlechtern.

Des Weiteren haben wir versucht, die verschiedenen Faktoren auf den unterschiedlichen sozialen Ebenen – ontogenetische Ebene, Mikro-Ebene, Meso-Ebene und Makro-Ebene - zu lokalisieren. Faktoren, die Gewaltresilienz fördern, sind auf unterschiedlichen Ebenen angeordnet. Wir geben weiter unten einen Überblick über relevante Resilienzfaktoren und deren Wirkung

Im dritten Teil diskutieren wir die aus dem qualitativen Material generierten Schutz- und Resilienzmuster. Im Versuch, Jugendliche mit und ohne gewaltresiliente Kompetenzen miteinander in Beziehung zu setzen, wurde deutlich, dass ein Vergleich, der allein auf strukturellen Faktoren wie Geschlecht, sozio-ökonomischem Status, Staatsangehörigkeit etc. basiert, kaum möglich ist, da es andere Faktoren sind – potenzielle Belastungen wie Scheidung der Eltern oder die Erfahrungen als

⁷ Da wir im qualitativen Interview nicht systematisch nach Depressionen und den unterschiedlichen Formen von Auto-Aggression gefragt haben, sind diese Themen kein integraler Bestandteil der Analyse. Trotzdem wurde uns natürlich von depressiven Symptomen, Essstörungen und anderen Dingen berichtet, die oft als Risikofaktoren verstanden werden. Wir können nicht beurteilen, ob solche Definitionen (Risikofaktor, Depression etc.) in den jeweiligen Fällen zutreffend sind oder ob es sich bei diesen Verhaltensweisen um Zeichen von Widerstand gegen negative Umstände oder um Überlebensstrategien handelt.

Einzelgänger_in – die sich als Basis für einen Vergleich anboten. In dem wir analysiert haben, welche Anordnungen weiterer Faktoren (“protective pattern”) sich um diese für den Vergleich fruchtbaren “Hauptfaktoren” herumgruppieren, konnten wir einige Mechanismen in der Entwicklung von resilienten und nicht-resilienten Haltungen und Verhaltensweisen aufzeigen. Gewaltresilienz-fördernde Muster sind Kombinationen aus Belastungen, Risiko- und Schutzfaktoren bzw. schützenden Mechanismen, die bei mehreren Fällen gefunden wurden. In einigen Lebensgeschichten haben wir „soziale Wendepunkte“ gefunden, die riskante oder schützende Mechanismen enthielten. Mit einer explorativen Faktorenanalyse haben wir verschiedene mögliche Kombinationen von protektiven Faktoren identifiziert und diese anhand der Ergebnisse der Interviewanalyse überprüft. Einige Muster glichen oder stützten die bereits gefundenen Muster.

Zum Schluss beschreiben wir noch ein „matched pair“, zwei Jungen mit einer ähnlichen Geschichte, aber unterschiedlichen Ausgängen.

2.1 Einzelne Schutzfaktoren

Prävalenz der Schutzfaktoren im gesamten qualitativen Sample

Die folgenden Einzelfaktoren sind in quantitativer Hinsicht bedeutsam, d.h. sie sind bei mehr als einem Drittel der Fälle unseres Samples zu finden. Diese Schutzfaktoren können das Ergebnis protektiver Prozesse sein, die bereits stattgefunden haben, und können damit auch in einigen Fällen als Ergebnisse oder als „Schutzfaktoren zweiter Ordnung“ bezeichnet werden. So ist z.B. die Entwicklung von Strategien gegen Gewaltanwendung das mögliche Ergebnis eines Prozesses, der Gewaltresilienz fördert, sowie möglicherweise ein potentieller Schutzfaktor gegen gewaltförmige Schwierigkeiten in der Zukunft.

Tabelle (4) Einzelne Schutzfaktoren im qualitativen Resilienzsample, Anzahl der Nennungen

Faktor	Anzahl (n=30)
Reflektiertheit	22
Unterstützung durch Familie	18
Unterstützung durch Freund_innen	17
Klare Zukunftspläne	15
Strategien gegen Gewalt	13
Selbstakzeptanz	12
Empathie	11
Offenheit bezüglich Geschlechterrollen	10
Gutes Schulsetting	10

Reflektiertheit bezeichnet die Fähigkeit, einerseits kritisch über sich selbst nachzudenken, über die eigenen Taten und ihre Konsequenzen, andererseits über Vorgänge in der eigenen Umwelt, in Gesellschaft und Kultur. Reflektiertheit beinhaltet auch, sich selber aus einer Außenperspektive wahrzunehmen und eventuell bereit zu sein, unter bestimmten Bedingungen eigene Gewohnheiten als Resultat der Reflektion zu verändern.

Unterstützung durch die Familie ist ein relativ weit und wege gefasster Begriff. Darunter können eine gewaltresistente Mutter, klare Familienwerte, eine liebevolle Beziehung zum Vater, die Anwesenheit eines oder mehrere Orientierungspersonen, eher egalitäre Geschlechterbeziehungen, die Unterstützung durch Verwandte, die nicht in geografischer Nähe – manchmal sogar auf einem anderen Kontinent - leben (erweiterte Familie), oder ein ganzes Netz von entfernten Verwandten wie Tanten, Onkel, Schwager und Schwägerinnen etc., Frauennetzwerke und/oder die Verhandelbarkeit von Regeln in der Familie.

Unterstützung durch Freund_innen bedeutet, die Unterstützung des besten Freundes oder der besten Freundin oder auch eines ganzen Netzes von Freund_innen (gleichgeschlechtlich, andersgeschlechtlich), auch durch eine homogene Peergroup (z.B. im Falle von ethnisierten Minderheiten, die durch ihren Zusammenschluss eine stärkere soziale Position einnehmen können, etwa als Gegenposition in einer rassistischen Gesellschaft und/oder als Solidaritätsbekundung untereinander). Die Jugendlichen, die sich von ihren Freund_innen unterstützt fühlen, fühlen sich auch meistens von ihnen in ihrem So-Sein akzeptiert. Sie sprechen miteinander über ihre Sorgen. Ein festes Netz von Freund_innen schützt Jugendliche davor, beleidigt zu werden (Pollack 1998: 425).

Der Faktor *klare Zukunftspläne* bedeutet, dass Jugendliche eine Idee von ihren zukünftigen Beziehungs- und Arbeitsformen haben, und eine (realistische) Einschätzung davon, wie sie diese umsetzen können. Der Arbeitsmarkt als eine zentrale – wenn nicht *die* zentrale – Institution der gesellschaftlichen und individuellen Bedeutungsproduktion zeigt seine Effekte auch bei 14- bis 16-Jährigen. Berufliche Perspektiven zu haben, kann Jugendliche hinsichtlich ihres Sicherheitsgefühls und ihrer resilienten Kompetenzen positiv beeinflussen. Dies ist auch ein Ergebnis der Studien von Schuhmann (2003), Masten (2001) und Lösel und Bender (1999).

Der nächste Faktor, *Strategien gegen Gewalt, Aggression und Stress*, beinhaltet in jedem Fall mindestens einen der folgenden Punkte: Gemeinsinn, die Fähigkeit und Angewohnheit über die eigenen Gefühle und Probleme zu sprechen, Formen eines emotionalen Selbstmanagement, das Verlassen oder Beenden potentiell gewalthaltiger Situationen, das Aufsuchen eines sicheren Ortes, Kanalisierung bestimmter gewaltaffiner Gefühle, z.B. durch Sport, Computer Spiele oder Musik, die Fähigkeit andere um Hilfe zu bitten.

Selbstakzeptanz bedeutet die Anerkennung der eigenen Persönlichkeit und des eigenen Körpers mit all den vorhandenen Schwächen und Stärken. Es bedeutet zum Beispiel auch die Anerkennung von Homosexualität als Teil der eigenen Identität.

Empathie ist die Fähigkeit, mit anderen mitzufühlen, Emotionen, Gedanken, Persönlichkeitsaspekte und Intentionen anderen Personen zu verstehen ohne sich darin zu verlieren. Im Gegensatz zu purer Identifikation mit anderen geht es bei Empathie darum, dass jemand in der Lage ist, die eigenen Gefühle von den Gefühlen einer anderen Person klar zu unterscheiden und demzufolge kritische Reflektionen zu berücksichtigen und in der Lage zu sein, Lösungen zu finden.

Wenn jemand eine *offene Haltung bezüglich Geschlechterrollen* hat, dann impliziert dies, dass die Perspektive auf Männlichkeit und Weiblichkeit keine strikt dichotome

ist, sondern sich eher egalitär oder gar flexibel gestaltet. Es bedeutet, keine oder wenige Geschlechterstereotype zu haben, sich für Geschlechtergleichstellung zu interessieren und gegenüber nicht-heterosexuellen Orientierungen Offenheit zu zeigen.

Ein *gutes Schulsetting* beinhaltet die Existenz eines eher unterstützenden Rahmens, das auf der strukturellen Ebene der Schule eine Anti-Gewalt-Richtlinie, ein soziales Klima und/oder das Vorhandenseins eines Streitschlichterprogramms bedeuten kann. Auf der individuellen Ebene bedeutet ein gutes Schulumfeld eher, dass die Jugendlichen ihre Zufriedenheit mit den Beziehungen zu den Lehrer_innen und anderen Schüler_innen ausdrücken sowie mit ihrem persönlichen Erfolg, ihren Möglichkeiten der Partizipation und der Teilhabe an Entscheidungsprozessen. Von manchen wird die Schule als Ort der Entlastung von einem stressigen Elternhaus angesehen.

Geschlechtsbezogene Analyse

Das Sample der Jugendlichen mit gewaltresilienten Kompetenzen besteht aus 30 Personen, 16 Mädchen und 14 Jungen. Die ersten 6 Merkmale – Reflektiertheit, Unterstützung durch die Familie, Unterstützung durch Freund_innen, klare Zukunftspläne, Strategien gegen Gewalt und Selbstakzeptanz – waren jene Schutzfaktoren (wobei unklar ist, ob sie erster oder zweiter Ordnung sind), die bei Mädchen wie bei Jungen am häufigsten gefunden werden konnten (vgl. Tabelle 5; die roten Zahlen zeigen an, dass die Anzahl größer oder gleich einem Drittel der Gesamtanzahl aus der jeweiligen Geschlechtsgruppe ist). Dieses Ergebnis zeigt eine große Ähnlichkeit in der Verteilung dieser Schutzfaktoren bei Mädchen und bei Jungen. Es wurden aber auch Unterschiede gefunden, auch wenn diese eher klein ausfallen.

Tabelle (5): Einzelne Schutzfaktoren (erster und/oder zweiter Ordnung) im qualitativen Resilienzsample unterschieden nach Mädchen und Jungen, Anzahl der Nennungen

Factor	Mädchen (n=16)	Jungen (n=14)
Reflektiertheit	12	10
Unterstützung durch Familie	10	8
Unterstützung durch Freund_innen	10	7
Klare Zukunftspläne	8	7
Strategien gegen Gewalt	7	6
Selbstakzeptanz	7	5
Gutes Schulsetting	5	5
Empathie	8	3
Offene Haltung bezüglich Geschlechterrollen	8	2
Verantwortlichkeit	7	2
Fröhlichkeit	7	1
Offenheit	6	3
Selbstbewusstsein	6	3
Soziale Serviceeinrichtungen	6	2

Mädchen sind in diesem Sample weit öfter als Jungen durch *Empathie*, eine *offene Haltung in Bezug auf Geschlecht*, von *Fröhlichkeit*, *Verantwortlichkeit*, *Offenheit*, *Unterstützung durch Serviceeinrichtungen* und *Selbstbewusstsein* gekennzeichnet.

Empathie (siehe oben) ist ein Merkmal bei 8 Mädchen und 3 Jungen: Veronica (Spanien), Eva (Slowenien), Claudia (Deutschland), Kim (Deutschland), Kar (Österreich), Queen (Österreich), Luna (Spanien), Susi (Österreich), Kevin (Spanien), Mitko (Deutschland) und Dominik (Deutschland).

Eine *offene Haltung bezüglich Geschlechterrollen* fand sich bei Jordi (Spanien), Dominik (Deutschland), Kim (Deutschland), Kar (Österreich), Hanna (Österreich), Laura (Spanien), Luna (Spanien), Daniela (Deutschland), Sakura (Deutschland) und Susi (Österreich). In manchen Fällen wurden geschlechtsbezogene Ungerechtigkeiten kritisiert, z.B. erwähnt Dominik seine Unzufriedenheit mit der Aufteilung der Hausarbeit zwischen seiner Mutter und ihrem Partner, bei der die Mutter den Hauptanteil übernimmt, obwohl sie Vollzeit berufstätig ist. Jordi zeigt seine wertschätzende Haltung gegenüber unabhängigen Frauen. Tendenziell häufiger als Mädchen folgen Jungen einem sehr stereotypen Bild von Weiblichkeit, Männlichkeit und traditionellen Geschlechterbeziehungen.

7 Mädchen und 2 Jungen zeigen *Verantwortlichkeit*. Verantwortlichkeit meint hier die Fähigkeit, bewusste und wohlüberlegte Entscheidungen zu treffen und ihre Konsequenzen erklären und rechtfertigen zu können. Dieser Faktor enthält sowohl die Verantwortungsübernahme für sich selbst als auch für andere (z. B. als Klassensprecherin wie im Fall von Susi aus Österreich). Dies ist z. B. der Fall bei Hanna (Österreich): Seitdem ihre Mutter Frührentnerin ist (sie leidet an Skoliose und hatte einen Nervenzusammenbruch), übernimmt Hanna zunehmend mehr Hausarbeit. Sie sorgt für ihre Mutter und beschützt sie auch auf die eine oder andere Art.

Fröhlichkeit ist ein persönliches Charakteristikum von Veronica (Spanien), Lana (Slowenien), Kar (Österreich), Laura (Spanien), Maria (Spanien), Iva (Slowenien), und Luis (Spanien). Fröhlichkeit ist ein Charaktermerkmal, das eine grundsätzlich positive Haltung impliziert sowie eine heitere Persönlichkeit, positive Gefühle der Zufriedenheit und Freude in Beziehungen und sozialen Interaktionen mit anderen. Luis scheint der einzige Junge des Samples zu sein, der fröhliche Charakterzüge aufweist.

I: Was magst du an dir?

Luis: Ich bin immer fröhlich und auch wenn es schwierig wird, dann schaue ich zuversichtlich nach vorne.

Die Charaktermerkmale *Offenheit* und *Selbstbewusstsein* konnten bei 9 der Interviewten gefunden werden (6 Mädchen und 3 Jungen). *Offenheit* ist eine spezielle, positive Art mit der Umwelt in Beziehung zu treten, die die Bereitschaft beinhaltet, neue Erfahrungen zu machen und neue Wege zu gehen, neugierig zu sein und achtsam gegen sich selbst und andere. Es bedeutet auch, mit neuen Situationen umzugehen, ohne sich zu verlieren. Offenheit benötigt die Fähigkeit, anderen Personen zu vertrauen und ihnen gegebenenfalls die eigenen Probleme zu erzählen.

Selbstbewusstsein ist ein Charakterzug von Personen, die ihren eigenen Kompetenzen vertrauen.

Soziale Serviceeinrichtungen und -Dienste, die als hilfreich identifiziert wurden, sind psychologische Beratung (Theodor/Österreich), Intervention des Jugendamtes im Fall von Markus, Jewel und Queen (alle aus Österreich), die Möglichkeit, nach der

Schule ein Jugendzentrum zu besuchen⁸ in den Fällen von Lana (Slowenien) und Sakura (Deutschland), sowie die Unterstützung durch eine Familienberatungsstelle im Fall von Daniela (Deutschland).

2.2 Schutzfaktoren auf vier Ebenen

In unserer Untersuchung sind wir auf Vulnerabilitätsfaktoren, Schutzfaktoren und protektive Prozesse gestoßen, die die negativen Effekte schwieriger Lebensbedingungen beeinflussen und modifizieren. Schutzfaktoren und -prozesse modifizieren die Effekte von erlebter Gewalt in Richtung gewaltfreies Verhalten.

Schutzfaktoren können durch unterschiedliche Einflussquellen auf verschiedenen Ebenen zustande kommen. Um den Einfluss verschiedener Ebenen in der Analyse berücksichtigen zu können, haben wir die risikomindernden Bedingungen auf das bereits erwähnten Mehrebenen-Modells (vgl. Hagemann-White et al. 2010) übertragen:

- Die **ontogenetische Ebene** beinhaltet Persönlichkeit und Lebensgeschichte, frühe und kontinuierliche Unterstützung und Schutz sowie geistige und seelische Gesundheit.
- Die **Mikro-Ebene** beinhaltet Einflüsse des unmittelbaren und nahen Umfelds, der Sozialisation, persönlich vertretene Werte und Normen wie etwa Erwartungen von Respekt, bestimmten Formen von Männlichkeit und Weiblichkeit oder Ideen von Friedfertigkeit, die in tägliche Interaktionen einfließen.
- Die **Meso-Ebene** beinhaltet soziale Institutionen und Prozesse der Lebensorganisation sowie (Aus)Handlungsmuster, die in Strukturen der Familie, der Nachbarschaft, des Schulumfelds eingebettet sind sowie "öffentliche" Werte und Normen. Auf dieser Ebene liegen auch die "Gelegenheitsstrukturen", z.B. der leichte Zugang zu (professioneller) Unterstützung durch Erwachsene.
- Die **Makro-Ebene** beinhaltet unterstützende Bedingungen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene (bspw. das Vorhandensein von sozialen Serviceeinrichtungen), soziale Gleichheit, Kindheit und Geschlecht als Institutionen sowie das Gesetz als Institution.

Die folgende Tabelle zeigt relevante Schutzfaktoren und Ressourcen für gewaltfreie Haltungender Jugendlichen auf den vier genannten Ebenen. Die Wirkungen können sich von einem Faktor auf andere Faktoren und Ebenen übertragen, z.B. kann sich ein Gesetz, das es verbietet ein Kind zu schlagen, auf gesellschaftliche Normen (Makro-Ebene) auswirken, auf den Schulethos (Meso-Ebene), auf Erziehungsstile (Mikro-Ebene) und auf die Erfahrungen eines Kindes (ontogenetische Ebene).

⁸ Genaugenommen besucht Sakura ein Jugendzentrum, das nur für Mädchen geöffnet ist.

Tabelle (6) Resilienzfördernde Faktoren

Ontogenetische Ebene	Mikro-Ebene	Meso-Ebene	Makro-Ebene
Persönliche Kompetenzen (Empathie, Selbstakzeptanz, Reflektiertheit, Selbstbewusstsein, Offenheit, Fröhlichkeit, Verantwortungsbewusstsein ...)	Interaktionen mit den Eltern	Gutes Schulsetting (z.B. Mit Anti-Gewalt-Programm)	Rechtliche Regelungen, Unterstützung & Sanktionen
Kontinuierliche Unterstützung durch Erwachsene, besonders in schwierigen Zeiten (Tod einer nahen Person, Scheidung, Umsiedlung etc.)	Unterstützung durch Freund_innen	Kindererziehung (Institutionalisierung, tägliche Routinen, Regeln, Kontrolle, externe Familienunterstützung, etc.)	Soziale Gleichheit
Offene Haltung bezüglich Geschlechterrollen	Unterstützung durch Erwachsene	Kontinuierliche Unterstützung durch Sozialarbeiter_innen, soziale Wohlfahrtsinstitutionen, Erziehungsberatung, Jugendhilfezentren etc.	Normative Regime des Anti-Rassismus, Geschlechtergleichstellung etc.
Klare Zukunftspläne	Intime Beziehungen	Zugehörigkeiten (Jugend-Subkultur, religiöse Gemeinschaften)	Vorhandensein eines Systems von sozialen Service-Einrichtungen und ihren rechtlichen Rahmenbedingungen (Jugendhilfe, Beratungseinrichtungen, ...)
	Normen & Werte		
	Offene Haltung bezüglich Geschlechterrollen		
	Klare Zukunftspläne		

Im Folgenden beschreiben wir die Faktoren/Wirkungen für jede Ebene gesondert. Sie sind eingebettet in die Lebensumstände der Jugendlichen, finden in einem bestimmten Setting und einer bestimmten Geschichte statt und interagieren mit anderen Faktoren, was dynamisierende Effekte haben kann. Zum Beispiel kann ein bestimmtes kompetentes Umgehen mit Gewaltsituationen oder ein gewisses Bewältigungsverhalten bei Mädchen als Kritik an durch Weiblichkeit begrenzte Handlungsspielräume erkannt werden und als Geschlechterentwurf, der normative Grenzen von Weiblichkeit verschiebt, vielleicht weil das jeweilige Mädchen positive Erfahrungen mit einem solchen Verhalten gemacht hat, das Verantwortung für sich selbst im Widerstand gegen soziale Erwartungen beinhaltet (Taylor et. al, 1995).

2.2.1 Die ontogenetische Ebene

Strategien gegen Gewalt

Strategien gegen Gewalt sind hier definiert als spezifische Reaktionen der Jugendlichen in bedrohlichen Situationen. Wir differenzieren zwischen defensiven und aktiven Handlungen gegen Gewalt. Während defensive Strategien auf die Vermeidung von Gewalt abzielen, werden aktive Strategien in gewalthaltigen Situationen angewendet (Wustmann 2009).

Eine weitere Unterscheidungslinie bezieht sich auf die Funktion der Strategie: Manche Strategien gegen Gewalt haben eine problemlösende Wirkung oder dienen der Regulierung von Emotionen (Klein-Heßling & Lohaus, 2000).

Problemlösende Strategien konzentrieren sich auf eine einzelne gewalthaltige Situation und ihre Rahmenbedingungen, mit Fokus auf den Hauptstressfaktor. Solche Strategien fokussieren auf die Umweltbedingungen der Jugendlichen (z.B.

sich einen sicheren Platz suchen), die eigenen Gewohnheiten (z.B. die Entwicklung neuer Kompetenzen wie etwa der Fähigkeit, "der Gewalt aus dem Weg zu gehen" oder sich Unterstützung und Hilfe zu holen) und/oder auf eine grundsätzliche Veränderung der Wahrnehmung (z. B Veränderungen der Interpretationsmuster).

Das Aufsuchen von geschützten Orten und Refugien ist eine verbreitete Strategie gegen Gewalt unter den Jugendlichen im qualitativen Sample. Dabei geht es um Veränderungen in der Umwelt der Jugendlichen wie auch um Veränderungen der eigenen Verhaltensweisen, wie die folgenden Beispiele zeigen:

“ Dampf ablassen”

Katja, ein slowenisches Mädchen mit vielerlei Belastungen, betont im Interview, dass ihr Musik neben Freund_innen und Schule das Wichtigste ist. Sie geht zur Musikschule, spielt Gitarre und hat eine Band. Am liebsten mag sie Punk-Musik, aber auch klassische Musik. Außerdem hat sie angefangen zu Fechten, was sie ebenfalls sehr mag. Zuerst wollte sie Judo oder Boxen lernen, weil sich Frauen - laut ihrer Idee davon, was richtige Frauen ausmacht – nicht für Fechten interessieren. Aufgrund dieses Weiblichkeitsbildes geht sie auch davon aus, dass Frauen nicht so harte Musik wie Punk hören sollten. Mit ihrer eigenen Art des "Doing gender" widerspricht sie bewusst oder unbewusst ihren eigenen Geschlechterstereotypen zu richtiger Weiblichkeit. Neben ihren Vorlieben (Fechten, Gitarre spielen und Punk-Musik hören), skizziert sie ihr Verhalten als manchmal ungezogen und berichtendementsprechend von ihren Erfahrungen mit Trunkenheit, Rauchen und Gewalt. In dem sie ihre Identität in Abgrenzung zu "richtigen Mädchen" und der von den Schulen gewünschten Schüleridentität (gehorsam, nett sein, fleißig sein, verantwortlich, effizient, höflich, unterwürfig, ruhig und diszipliniert) konstruiert, kann ihre Delinquenz und ihr „männliches“ Verhalten möglicherweise als Reaktion auf ihren inneren Schmerz interpretiert werden. Katja hat auf tragische Weise ihre Eltern verloren als sie ein Kind war und musste ohne Eltern aufwachsen. Ihr Identitätskonzept hat es ihr möglicherweise erlaubt, einen Ort für sich selbst zu schaffen, an dem sie ihre Bitterkeit und ihre schweren Gefühle ausagieren kann, anstatt sie entweder in Gewalt gegen sich selbst zu richten, ein erneutes Opfer zu werden oder Depressionen zu erleiden.

Dieser Annahme folgend können ihr Risikoverhalten (rauchen, trinken und mitunter gewalttätig auf Provokationen eingehen) und ihre männlich konnotierten Tätigkeiten (Fechten, Punk-Musik hören, ungezogen sein) als ein Weg verstanden werden, wie sie Resilienz entwickelt hat bzw. wie sie resilient geblieben ist. In ihrem Fall wird das Dilemma sichtbar, das mit den meisten Resilienzkonzepten einhergeht. Ungar (2004) beschreibt es so: "Eine große Einschränkung des Resilienzkonzepts liegt darin, dass es an normative Beurteilungen von erreichten Ergebnissen gebunden ist. Es kann passieren, dass das gesellschaftlich als erwünscht definierte Ergebnis aus subjektiver Perspektive keineswegs als wünschenswert angesehen wird, während das gesellschaftlich als nicht wünschenswert definierte Ergebnis subjektiv als wünschenswert angesehen wird. Vom subjektiven Standpunkt aus mag das Individuum Resilienz demonstrieren, während es aus gesellschaftlicher Perspektive Verletzbarkeit demonstriert." (Ungar 2004: 351). Im Interview hinterlässt Katja den Eindruck, dass sie eine realistisch denkende, sich selbst vertrauende, starke und integere Persönlichkeit ist.

“Der Gewalt aus dem Weg gehen”

Markus, ein 16-jähriger Junge aus Österreich, hat in seiner Familie als Kind schwere Formen der Gewalt erlebt. Sein Vater, der ein Problem mit Alkohol und anderen Drogen hatte, schlug sowohl seine Frau als auch seine Kinder. Der Großvater hat beide Schwestern von Markus sexuell missbraucht. In den Herkunftsfamilien seiner Eltern schien Gewaltanwendung ebenfalls alltäglich zu sein. Markus' Onkel ist von Markus' Vater angeschossen worden. Seine Mutter wurde von ihren Eltern geschlagen. Sie ist von ihrem Onkel sexuell missbraucht worden. Markus verbindet Gewalt hauptsächlich mit seiner Herkunftsfamilie.

Markus: “Wenn es echt schwierig wird, dann versuche ich, abzuhauen.... bevor irgendwas Blödes passiert.”

In diesem Fall lässt sich ein wichtiges Muster beobachten, das als “der Gewalt aus dem Weg gehen” bezeichnet werden kann. Nach so vielen problematischen Jahren scheint Markus am Leben seiner ursprünglichen Familie nicht mehr interessiert zu sein. Er mag es, distanziert zu sein. Mit seiner Strategie versucht er, aktiv gewalthaltige Situationen zu Hause zu vermeiden, in dem er solchen Situationen aus dem Weg geht. Dies scheint aber eine Strategie zu sein, die ausschließlich für Situationen “zu Hause” gedacht ist. Wie aus dem folgenden Zitat sichtbar wird, kommen in anderen Situationen andere Problemlösungsstrategien zum Zuge:

Markus: “Gewalt sollte nicht vorkommen ...es gibt so viele Eltern, die ihre Kinder schlagen... Ich hasse solche Leute... Einmal war ich im Zug und sah einen Vater sein Kind schlagen. Ich bin aufgestanden und hab ihn gefragt, ob es sie noch alle hat... Ich hab zu ihm gesagt: Du kannst kein Kleinkind schlagen. Und er sagte, dass er mich verprügeln will... Am nächsten Bahnhof kam dann die Polizei und nahm ihn mit, jemand hatte sie angerufen.”

“Sich Hilfe suchen”

Einige der Jugendlichen beschrieben Strategien der aktiven Hilfesuche. Sie baten Erwachsene um Hilfe, redeten mit ihren Lehrpersonen, ihrem Sporttrainer oder ihrer Sporttrainerin, der Großmutter oder einer anderen Vertrauensperson innerhalb oder außerhalb der Familie.

Jewel hat eine aktive Rolle darin gespielt, die konstante körperliche Gewalt durch ihre Mutter abzuwenden. Sie suchte konsequent nach Hilfe, die sie von der gewalttätigen Situation zuhause befreite und sie war damit erfolgreich: Ihre Lehrerin informierte das Jugendamt und ihre Mutter hörte nach einigen Gesprächen mit Sozialarbeiter_innen auf, sie zu schlagen. Heute versucht Jewel den stressigen Situationen mit ihrer Mutter aus dem Weg zu gehen (sie läuft weg oder versucht, wenig zu Hause zu sein). Sie macht einen reflektierten Eindruck, wenn sie über ihre Familienverhältnisse spricht und sie scheint klare Vorstellungen davon zu haben, welche Rolle sie in einer potenziellen künftigen Familien spielen will: Ihre eigene Familie stellt sie sich als glückliche Familie vor, charakterisiert durch gute Beziehungen untereinander, und sie selbst will nicht so hart und gewalttätig werden wie ihre Mutter.

Jewel: Meine Mutter hat uns immer geschlagen... und dann hat sie aufgehört, weil Leute vom Sozialdienst zu ihr gegangen sind. Ich hab es meiner Lehrerin erzählt [was zuhause passiert]...[...] und sie hat dann die Leute vom Sozialdienst gerufen Sozialdienst [...] und sie haben dann mit meiner Mutter gesprochen, das hat aber beim ersten Mal nicht geholfen und beim zweiten Mal auch nicht.

I: Mhm

Jewel: Und jetzt will sie nicht, dass diese Leute nochmal kommen und mit ihr reden.

Die aktive Suche nach Hilfe scheint eine ausgeprägte Kontrollüberzeugung zu beinhalten. Die Jugendlichen gehen davon aus, dass sie in der Lage sind, ihre Lebenssituation zu beeinflussen. Während nicht-resiliente Jugendliche ihre positiven Erfahrungen eher mit Begriffen wie "Glück" oder "Schicksal" beschreiben, scheinen resiliente Jugendliche mehr auf ihren eigenen Einfluss zu vertrauen, mit dem sie gewalttätige Situationen beenden können.

Selbstregulierungsstrategien – Emotionen kontrollieren oder ausagieren ohne andere zu verletzen

Bei den selbstregulierenden Strategien geht es nicht darum, schwierige Umstände zu verändern, sondern sie beziehen sich auf Impulskontrolle und "Emotionsmanagement", wie es in dem Beispiel mit Kim zuvor dargestellt wurde (unter "Jugendliche mit begrenzter Gewaltresilienz"). Empirische Untersuchungen zu Bewältigungsstrategien zeigen, dass selbstregulierende Strategien eher in der späten Kindheit

Daniela hat einen Fußballtrainer, der ihr offenbar hilft, nicht aggressiv gegen andere zu werden, sondern stattdessen ihre aggressive Energie auf dem Fußballplatz zu lassen.

Markus: "Wenn ich aggressiv bin, dann spiele ich X-Box, da kann ich meine Aggressionen frei rauslassen."

"Wenn ich traurig bin, dann mache ich gar nichts, ich heule, schlafe, heule, esse-, rauche, und denke über alles nach."

und Pubertät entwickelt werden, während jüngere Kinder eher zu problembezogenen Bewältigungsstrategien tendieren (Hampel & Petermann 1998, 2001). Die folgenden Beispiele zeigen selbstregulierende Strategien, die sich auf Gesundheitsförderung und die Prävention gewalthaltiger Situationen beziehen.

“Ablenkung”

Musik spielt für Theodor, ein österreichischer Junge, der an einem Lymph Ödem⁹ leidet, eine wichtige Rolle im Leben. Er glaubt, dass er sich durch seinen Musikgeschmack von anderen Menschen sehr unterscheidet, was auf seinen Wunsch rekurriert, nicht Teil “der Mehrheit” zu sein. Die Musik gab ihm die Möglichkeit, sich selbst auf eine neue Art und Weise zu definieren – jenseits der Krankheit und der Mehrheit. Aufgrund der Musik hat er das Gefühl, stärker und eben anders zu sein, sie half ihm sich selbst zu stärken. Am Anfang dieses Prozesses tendierte er dazu, jene abzuwerten, die andere Musikrichtungen hörten als er. Da er sich selbst als Opfer seines eigenen nicht den Normen entsprechenden Körpers ansieht, erscheint dies als Quelle, mit der er sich über andere erheben kann. Doch nach einer Weile wurde ihm klar, dass er durch die von ihm ausgehende Abwertung anderer seine Freund_innen verlieren kann. Deshalb beendete er dieses ausschließende Verhalten, was zeigt, dass er sehr aufmerksam gegenüber sozialen Prozessen ist und dass er nicht bereit ist, Schwierigkeiten zu provozieren.

Eva's persönliche Integrität und einige vertrauensvolle Beziehungen mit Erwachsenen (Bruder, Lehrer) erwachsen aus ihrer Zugehörigkeit zur Gothik-Szene. Diese Zugehörigkeit und das damit einhergehende Aussehen haben dazu beigetragen, dass Eva im Zentrum von Mobbingprozessen gestanden ist. Als protektiver Mechanismus scheint sie dies allerdings stark gemacht zu haben: “... wegen den Anderen werde ich mein Aussehen nicht verändern”.

Vor einigen Jahren hat Jordi aus Spanien angefangen, zu HipHop-Musik zu tanzen. Die Musik trug dazu bei, dass Jordi seine schlechten Gefühle kanalisieren konnte und sie konnte ihn aufheitern. Er hat regelmäßig an Breakdance-Wettbewerben teilgenommen, sowohl als Teilnehmender als auch als Richter. In der HipHop-Szene hat er ältere Jungen und junge Männer zwischen 17 und 25 Jahren kennengelernt, die sich um ihn wie um einen Bruder gekümmert haben. Vor allem zwei dieser älteren Jungen beschreibt er als sehr beschützend. Reife und Verantwortungsbewusstsein hat Jordi vor allem durch das Mentoring dieser “großen Brüder” gelernt, sowie durch die Disziplin, die das Tanzen erfordert. Für ihn ist HipHop eine gute Gelegenheit, seine Wut zu kanalisieren.

In den genannten Beispielen scheint Sublimierung die Hauptstrategie gegen Gewalt zu sein. Das Spielen mit der X-Box, Malen, Musik hören und viele andere Strategien können als Kompensationsverhalten verstanden werden. Ärger, Verzweiflung und Aggressionen können mit diesen Strategien kompensiert werden, mit denen die Jugendlichen in der Lage sind, auch unter schwierigen Bedingungen ein zufriedenes Gefühl zu erlangen.

⁹ Sein linker Arm und sein linkes Bein sind voll Wasser und sehen sehr fett aus, während der Rest seines Körpers schlank ist.

“Verdrängung”

Die Unterdrückung negativer Gefühle hilft Jugendlichen manchmal Unsicherheiten für eine bestimmte Zeit loszuwerden. Ein verbreitetes Merkmal der Unterdrückungsstrategie ist die Tatsache, dass Jugendliche gewalttätige Situationen durch eine Umgebungsveränderung verlassen, durch Ablenkungsstrategien oder durch eine starke Fokussierung auf bestimmte Vorbilder, wie das folgende Beispiel von Sakura zeigt.

Sakura, ist ein 14-jähriges Mädchen aus einem städtischen Raum in Westdeutschland. Sie hat keine Geschwister und hat ihren Vater erst im Alter von fünf Jahren kennengelernt. Sie hat ihn lange Zeit an jedem zweiten Wochenende besucht, aber zum Zeitpunkt des Interviews hat sie keinen Kontakt mehr mit ihm, da sie den Kontakt verweigert. Diese Entscheidung ist von einem Gerichtsurteil getragen. Die Gründe für ihre Entscheidung liegen darin, dass ihr Vater Sakura angeschrien hat, sie verschreckt hat und ihre Kuscheltiere weggeschmissen hat. Er hat sie aber nicht geschlagen. Die Beziehung zu ihrer Mutter ist ebenfalls nicht besonders gut. Sie darf nicht vor 17 Uhr nach Hause kommen und muss ein Mädchen-Freizeit-Zentrum besuchen, da sie ihrer Mutter sonst „auf die Nerven gehen“ würde. Sakura wird oft alleine gelassen, da ihre Mutter abends normalerweise ihren neuen Freund besucht. Mit diesem kommt Sakura nicht besonders gut klar, sie empfindet ihn als Besserwisser und somit ergibt sich nur selten ein Kontakt zwischen beiden. Die Mutter verbietet ihr, Freund_innen zu treffen oder ihren Geburtstag zu Hause zu feiern, sie interessiert sich auch nicht für Sakuras Probleme. Als Konsequenz daraus hat Sakura oft darüber nachgedacht, von zuhause fort zu laufen. Sie hat das Gefühl, dass alles was sie tut, falsch ist, und dass sie nicht in der Lage ist, die Reaktionen ihrer Mutter vorab einzuschätzen. Von daher haben Sakura und ihre Mutter viele Auseinandersetzungen. Sie schreien sich an und schubsen sich, und die Mutter zerstört beispielsweise Sakuras Poster. In einer Situation ist die Mutter so böse geworden, dass sie Sakura fast erwürgt hätte. Sakura hat also physische und verbale Gewalt durch ihre Mutter erlebt, wobei die Situation früher schlimmer war als heute, wo die Häufigkeit der gewaltsamen Vorfälle abnimmt. Einige Gründe dafür liegen darin, dass Sakura sich selbst verteidigt, sich im Badezimmer einsperrt und ihre Mutter zwingt, sich zu beruhigen, da sie sonst anderen erzählen wird, dass ihre Mutter Gewalt anwendet. Alles in allem handelt es sich hier um eine Situation mit hoher Belastung und konstantem Stress.

Sakura hasst es, zur Schule zu gehen. Sie erzählt von Mobbing und kritisiert ihre Lehrer_innen dafür, dass sie den Schüler_innen nicht zuhören können. Sakura mag nur einen neuen Lehrer gerne, der die Strukturen in ihrer Klasse durchschaut und zu wissen scheint, wer verantwortlich ist, wenn gestritten wird. Sakura beschreibt diesen Lehrer als sozial kompetent im Umgang mit den Schüler_innen. In Bezug auf die Schule scheint Sakura von ihrer Mutter wiederum Unterstützung zu erfahren. Sie hätte gerne in eine Waldorfschule gewechselt, dies war aber aus finanziellen Gründen nicht möglich.

Sakura ist keine wirkliche Einzelgängerin, aber sie entbehrt eine beste Freundin oder einen besten Freund und zeigt sich während des Interviews enttäuscht darüber, wie sich ihre Freundschaften in der Vergangenheit entwickelt haben. Sie hat sich z. T. verraten gefühlt und empfindet die meisten Mädchen in ihrem Umfeld nicht abenteuerlustig genug. Weil sie keinen Computer oder Fernseher besitzt – sie besitzt

lediglich Bücher – hat sie den Eindruck, dass sich andere schnell bei ihr langweilen. Sie gibt an, dass sie mit niemandem über ihre Probleme redet. Sie macht einen sehr aktiven Eindruck; sie interessiert sich für Politik und Kultur und erwähnt einen Besuch bei der Leipziger Buchmesse als Beispiel für einen Moment, wo sie sich sehr gut gefühlt hat. Sie würde gerne Kung-Fu lernen aber ihre Mutter scheint immer wieder zu vergessen, sie für einen Kurs anzumelden.

Es gibt zwei Hobbies, die Sakura helfen, mit negativen Gefühlen oder Ereignissen umzugehen: sie malt Mangas¹⁰ und begibt sich in die Welt von Miley Cyrus, einer Amerikanischen Schauspielerin (“Hannah Montana”) und Sängerin, deren Fan sie ist. Miley Cyrus ist eine Art Vorbild für sie, die in der Lage ist, Sakura aufzuheitern. Sie liebt Japanische Comics, malt ihre eigenen und schwärmt für Japan generell. Sie träumt davon, später eine Polizei-Agentin zu werden, die aufregende Fälle in Japan zu bearbeiten hat oder sie möchte Schauspielerin werden. Auch wenn ihre Zukunftsideen vielleicht unrealistisch erscheinen, ihre Interessen erfüllen sie mit Energie und helfen ihr, mit negativen Erfahrungen umzugehen: die Gefühle des Abgelehnt-Werdens Zuhause oder die schlechte Atmosphäre in der Schule, wo sie Ignoranz durch die Lehrpersonen erfährt und Mobbing oder sogar Situationen des “happy slapping”¹¹ beobachtet. Viele Jugendliche haben solche Strategien entwickelt um sich davor zu schützen, emotionaler oder physischer Gewalt ausgesetzt zu sein, sie kanalisieren etwas oder arbeiten aktiv daran, ihre schweren Gefühlen loszuwerden.

I: Hast du denn auch Pläne für die Zukunft, was du mal später machen möchtest?

Sakura: FBI.

I: FBI.

Sakura: Oder Detektiv. Und so. Aber erst mal so bei der Polizei. Aber FBI. In Japan ermitteln.

I: Und was hilft dir denn an einem schlechten Tag? Oder was könnte dir denn helfen an einem schlechten Tag?

Sakura: Meistens gucke ich mir dann irgendwie Bilder von Miley Cyrus an, oder so. Weil die ist immer am lächeln, und dann fängt man auch an zu lächeln.

So können Jugendliche wieder „Auftanken“, Stärke sammeln und sich für eine Weile sicher fühlen, einmal “durchatmen” bevor sie wieder mitunsicheren Bedingungen klarkommen müssen. Den Ort zu wechseln oder sich an Vorbildern oder Idolen zu orientieren hilft u. a. dabei, die verunsichernden Rahmenbedingungen für eine Weile auszublenden.

2.2.2 Mikro-Ebene

Nahe Beziehungen innerhalb der Familie

Schützende Bedingungen im Nahumfeld von Kindern scheinen wichtigen Einfluss auf die Entwicklung resilienten Verhaltens zu haben. In der qualitativen Studie wurden relevante Aspekte auf der Mikro-Ebene, etwa nahe Beziehungen, und auf der Meso-Ebene (Prozesse der Alltagsorganisation und familiäre Handlungsmuster) definiert.

¹⁰ Japanische Comic-Kunst

¹¹ Übergriffe, die von anderen gefilmt und herumgezeigt werden.

Verglichen mit nicht-resilienten Jugendlichen scheinen resiliente Jugendliche mehr Möglichkeiten zu haben, soziale Nahbeziehungen in ihrem Umfeld zu erleben – auch wenn dies nicht zwangsläufig der Fall ist.

Trotz der mit Gewalt belasteten Situationen in ihren Familien hatten fast alle Jugendlichen die Gelegenheit, eine nahe und positive Beziehung mit zumindest einer Bezugsperson zu erleben. In vielen Fällen gehörte diese Vertrauensperson zur Familie.

Jewel, das österreichische Mädchen von dem bereits die Rede war, wurde in Ghana geboren und wuchs dort in einer emotional förderlichen Umgebung auf. Sie verbrachte die ersten neun Lebensjahre zusammen mit ihrer Großmutter und anderen Verwandten dort. Wenn sie von ihrer Kindheit in Ghana erzählt, dann betont sie die gute Beziehung zu ihrer Großmutter, besonders deren positive, konstante und stabile Unterstützung. Jewels „Alptraum“ fing an, als ihre Mutter sie aus diesem behüteten Umfeld herausholte und in eine unsichere Zukunft nach Österreich brachte. Jewel musste zu ihrer Mutter nach Österreich ziehen. Sie beschreibt ihre Mutter als überfordert mit der Familie (alleinerziehend, drei Kinder, niedriges Einkommen). Die Mutter schlägt ihre Kinder kontinuierlich. Die Situation kann als ernsthafte Beeinträchtigung von Jewels persönlicher Entwicklung betrachtet werden. In dieser Situation hat Jewel aber erfolgreiche Bewältigungsstrategien entwickelt.

Wir gehen davon aus, dass Jewels Kindheit in Ghana bereits als wichtiger protektiver Prozess interpretiert werden kann. Jewel wuchs in einer Umgebung auf, die durch Solidarität und emotionale Unterstützung gekennzeichnet ist und die sie in die Lage versetzt, mit der großen Gewaltbelastung durch ihre Mutter umzugehen. Fingerle (2007) geht davon aus, dass sichere Bindungen zur Entwicklung von Selbstbewusstsein und sozialen Kompetenzen führen. Von den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern ausgehend kann ein Bild des Kindes entworfen werden, seine Fähigkeiten und Kompetenzen und seine Interaktionen mit Personen im Nahumfeld. Zimmermann (2000) bezieht sich auf die Tatsache, dass positive soziale Beziehungen aktive Bewältigungsstrategien fördern und kein Konfliktvermeidungsverhalten. Jewels Erfahrung, „es besser zu wissen“, also gute Förderung und ein gewaltfreies Umfeld erlebt zu haben in den ersten Jahren ihres Lebens, hat sie so geprägt, dass sie auch in der Lage ist, so gut es geht für gute Bedingungen in der Gegenwart zu sorgen. Jewel benennt verschiedene Möglichkeiten mit (gewalthaltigen) Konflikten fertig zu werden. Sie selbst sieht sie als Person, die

- Verantwortung für andere übernimmt (z. B. für ihre zwei jüngeren Brüder)
- andere Personen stärken kann (Freund_innen, die Ärger haben)
- alleine aktiv Probleme löst
- in schwierigen Situationen aktiv nach Unterstützung sucht, um potenziell negative Folgen aus Strapazen und Belastungen zu verhindern (Jewel ruft ihre Großmutter an, wenn sie mit ihrer Mutter Ärger hat)

Wie aus diesem Beispiel deutlich wird, muss die Vertrauensperson nicht unbedingt ein Elternteil sein, es können auch die Großmutter, der Großvater, Geschwister oder sonstige Verwandte sein. Besonders unter dem Einfluss gewaltbelasteter Familiensituationen können Geschwister emotional wichtige Gesprächspartner_innen sein, die mitunter ähnliche Erfahrungen haben (wenn auch nicht zwangsläufig die gleichen), wodurch „ein geteiltes Problem ein halbiertes Problem“ werden kann (Wustmann 2009: 110).

Katja, das slowenische Mädchen von dem auch schon die Rede war, hat ihre Eltern verloren als sie noch ein Kind war (ihre Mutter starb als sie zweieinhalb Jahre alt war und ihr Vater hat sich das Leben genommen als sie acht Jahre alt war). Katja lebt bei ihrer Schwester, die sich um sie kümmert und hat auch ein gutes Verhältnis mit ihrer zweiten Schwester und ihrem Schwager, ebenso wie mit anderen Verwandten (Großmutter und Kusinen). Sie fühlt sich von ihnen gut unterstützt, vor allem von ihren Schwestern und ihrem Schwager, die sie auch motivieren bei allem was sie gerne macht.

In anderen Fällen gibt es eine Vertrauensperson, die als *Vorbild* einen wichtigen Einfluss hat. Um Vorbild zu werden müssen bestimmte Fähigkeiten und Kompetenzen, spezifische Werte oder Umgangsweisen, z.B. mit Konflikten, bedeutsam für den/die Jugendliche sein. Gleichzeitig scheinen Vorbilder durch einen starken Drang nach Unabhängigkeit gekennzeichnet zu sein.

Veronica: "Ich möchte wie meine Mutter sein. Sie weiß, was sie im Leben will. Sie musste viele schlimme Dinge in ihrem Leben durchmachen und hat es hingekriegt, damit umzugehen."

In vielen Fällen wurden Frauen als Vorbilder gewählt, die in der Lage waren, belastende Situationen, die die Kinder verängstigt haben, zu vermeiden oder zu klären, wie das folgende Beispiel zeigt. Kevin, ein Junge, dessen Familie aus Ecuador nach Spanien eingewandert ist, beschrieb seine Mutter als Vorbild weil sie es geschafft hatte, häusliche Gewalt und Übergriffe zu beenden. Für den Zeitpunkt der Migration beschreibt Kevin die Beziehung zwischen seinen Eltern als "sehr schlecht". Sein Vater war oft betrunken, beschimpfte dann seine Mutter und ihn. Seine Eltern sprachen darüber, sich scheiden zu lassen. Die gewalthaltigen Situationen ereigneten sich also vor einiger Zeit. Kevin ist sich sicher, dass seine Mutter die Situation geklärt hat, indem sie mit dem Vater gesprochen hat. Kevin betont ihren positiven Einfluss auf seinen Vater und auch auf ihn selbst. Laut Kevin war sie diejenige, die es fertig gebracht hat, die Gewalt aus dem Haus zu verbannen.

Kar, ein Mädchen das in Kamerun geboren wurde, migrierte zusammen mit ihrem Vater und ihrer Schwester nach Österreich, als sie sechs Jahre alt war. Die Erfahrung der Migration wird als einer der wichtigsten Wendepunkte in ihrem Leben beschrieben. Es war nicht einfach für Kar, ihre Mutter zu verlassen und in einem anderen Land zu leben, wo die Mehrheit der Leute nicht Schwarz ist. Aufgrund ihrer Schwarzen Hautfarbe wurde sie in der Schule gemobbt und sie erlebt immer noch alltäglichen Rassismus.

Aber – in Abgrenzung zu den meisten andern Jugendlichen aus unserem Sample – bekommt Kar Unterstützung von ihrer Familie, besonders von ihrem Vater, der ihr gezeigt hat, wie sie sich gegen Alltagsrassismus wehren kann und - wie das folgende Zitat zeigt - Scheint sie diese Lektion auch tatsächlich gelernt zu haben:

Kar: Manchmal ist es richtig witzig, weil sie [Leute, die sich rassistisch geäußert haben] so komisch schauen, weil... weil... weil sie nicht erwarten, dass ihnen jemand antwortet. [lächelt]

I: Aber du antwortest ihnen?

Kar: Ja, genau. [lächelt]

I: Mhm, mhm.

Kar: Das mach ich immer so. [lächelt]

Unterstützung durch Erwachsene außerhalb der Familie

Früher wurde Sakura in der Schule gemobbt (z.B. haben einige Mitschüler_innen sie gefangen oder es wurden Teile an ihrem Fahrrad zerstört). Um sich selbst zu verteidigen hat sie ihre Gegner_innen angeschrien und war erfolgreich damit. Sie hat dies ebenfalls einer Lehrperson erzählt, aber diese hat in Sakuras Augen nicht fair darauf reagiert, wie auch in anderen Fällen. Jetzt hat sie einen neuen Klassenlehrer, der die Strukturen in ihrer Klasse durchschaut und der sich bemüht, bei Ärger und Ausgrenzung die Verantwortlichen zu finden und die Situation zu klären. Sakura erlebt kein Mobbing mehr.

In diesem Fall sieht es so aus, als hätten die Interventionen eines Lehrer, der Sakura gegenüber aufmerksam ist und sie fördert, die Mobbingattacken gegen das Mädchen beendet. Eine der wichtigsten Wirkungen, die der Lehrer erzielt hat, ist in Sakuras Fall die sofortige Reduktion der Gewaltvorkommnisse. Davon abgesehen mag die Unterstützung zur gleichen Zeit als ein Modell für proaktive Bewältigungsstrategien gelten, wie auch als Beispiel für soziales Verhalten ("positiver Modellcharakter"; vgl. Bender & Lösel 1998; vgl. Wustmann 2009).

Daniela, ein deutsches Mädchen, spricht von zwei wichtigen Erwachsenen aus ihrem Umfeld: eine Mathematiklehrerin gibt ihr emotionale und inhaltliche Unterstützung. Ein Fußballtrainer scheint ihr dabei zu helfen, ihre Emotionen zu kontrollieren und mit aggressiven Gefühlen gegen andere umzugehen, indem sie die aggressive Energie auf dem Fußballplatz herauslässt.

In diesen und vielen anderen Fällen sind soziale Kontakte zu Erwachsenen außerhalb der Familie mit großer Bedeutung belegt. Ein_e aufmerksame_r Erwachsene_r (Lehrer_in, Trainer_in, Sozialarbeiter_in, Pädagog_in) scheint manchmal eine der wenigen Personen zu sein, der/die einen Rat geben oder den Jugendlichen beistehen, wenn sie mit schwierigen Situationen umgehen müssen. "Mit ihr kannst du über alles reden", sagt ein Mädchen über ihre Lehrerin. Vor allem wenn Zuhause prekäre Bedingungen herrschen, kann ein Erwachsener außerhalb der Familie als Vertrauensperson zu einem wichtigen Orientierungspunkt für Jugendliche werden, sei es, dass diese Person sich um die Jugendlichen kümmert oder sich einfach nur für ihr Leben interessiert. Es mag sich förderlich auf zukünftige Lebensstrategien der Jugendlichen auswirken mitzubekommen, wie solche Erwachsenen sich verhalten. Eine tiefere Einsicht in die beschriebenen

Mechanismen hat sich bereits auf die Ausgestaltung von "Buddy-Programmen" ausgewirkt. In diesen stehen junge Erwachsene den Jugendlichen als soziale Vertrauenspersonen zur Seite (vgl. Göppel 2000: Opp & Fingerle 2000).

Unterstützung durch Freund_innen

Ein Netz sozialer Beziehungen zu Freund_innen scheint ein weitverbreitetes und wirkungsvolles Unterstützungssystem zu sein. Viele der interviewten Jugendlichen sprechen positiv über ihre Freundschaften.

Einer der Haupteffekt von Freundschaftsbeziehungen scheint die Ablenkung von Ärger und Spannungen zu sein, die Zuhause vorherrschen. Das Freund_innen-Netzwerk macht es dann möglich, auch entspannte Sozialbeziehungen und eine gewisse "Normalität" zu erleben. Jugendliche können sich so von den täglichen Streitigkeiten Zuhause zurückziehen und im Freund_innenkreis ihre Gefühle ungefiltert zeigen (vgl. Wustmann 2009). Sie teilen Geheimnisse, Interessen und manche von ihnen sind auch Teil derselben subkulturellen Jugendgruppen (z.B. Wave-Gothic, Emo etc.).

Wustmann (2009) unterstreicht, dass soziale Beziehungen zwischen Peers das Potenzial haben, dass Jugendliche, ihre Perspektive für eine Weile wechseln und empathisch sein können. Peer Beziehungen unterstützen die Fähigkeit miteinander zu kommunizieren, Impulse zu regulieren sowie Kreativität und zwischenmenschliches Bewusstsein (vgl. Wustmann 2009).

Was passiert, wenn keine unterstützenden Beziehungen in Sicht sind?

Sarah lebt zusammen mit vier älteren Geschwistern, ihren Eltern und Großeltern auf einem Bauernhof in einer ländlichen Gegend in der Steiermark in Österreich. Der Bauernhof liegt sehr einsam auf einem Berg. Wenn Sarah ihre Freundinnen treffen will, dann muss sie mehrere Stunden Fußweg auf sich nehmen. Ihre Mutter hat sie häufig geschlagen als sie noch jünger war und Sarah ist sich nicht sicher, ob ihr Vater davon weiß. In der Schule hat die Gewalt mehrere Gesichter: Sarah beschreibt sich sowohl als Opfer als auch als Täterin. Gewalt scheint für sie ein probates Mittel zu sein, um Konflikte zu lösen, zumindest hat sie aus unterschiedlichen Gründen einige Jungen und Mädchen geschlagen. Gleichzeitig ist sie aber auch selbst geschlagen und gemobbt worden. Sarah hat den Eindruck gewonnen, dass sie durch ihre Gewalt gegen andere Popularität erlangt hat. Sie nahm wahr, dass sich ihr Einfluss in Peergruppen erweiterte und dass andere Schüler_innen sie unterstützten ("danach haben sie alles für mich getan"). Besonders für die Grundschulzeit beschreibt Sarah ihr Gewaltverhalten als eher unreflektiert und impulsiv. Gewalt scheint nicht nur ein Merkmal von Sarah Konfliktlösungsansätzen in der Schule zu sein, sondern ein Hauptbestandteil der Beziehungen unter den Schüler_innen in der Schule.

In Sarahs Fall sind keine positiven Beziehungen in Sicht. Familienbeziehungen werden von ihr in ähnlicher Weise beschrieben wie Freundschaftsbeziehungen, gekennzeichnet durch einen Mangel an emotionaler Wärme und einseitige Erwartungen. Sie erwähnt keinerlei gute oder unterstützende Beziehungen mit Freund_innen. Sarah hat den Kontakt zu vorherigen Freund_innen von früheren Schulen verloren; die Beziehungen zu neuen Freund_innen in der Schule beschreibt

sie als „ungleich“: Wenn Sarah Ärger hat, dann spricht sie mit ihnen nicht darüber. Sarah geht nicht gerne zur Schule („Lehrer, Tests und Ausländer“ ärgern sie). Schule wird als Ort wahrgenommen, an dem die Menschen ungleich behandelt werden.¹²

Der Vergleich der einzelnen Fälle in der qualitativen Untersuchung führte zum Matched Pair Sarah und Susi. Beide Mädchen sind unter ähnlichen Bedingungen aufgewachsen, zeigen aber unterschiedliches Gewaltverhalten. Im Vergleich zu Susi gibt es kein positives Vorbild für den Umgang mit Familienbelastungen in Sarahs Leben. Familienbelastung ist sichtbar und jedes Familienmitglied scheint mit täglichem Ärger und Konflikten eher in einer individualisierten Weise umzugehen. Es scheint keine gemeinsame Strategie zu geben, die auf das Lösen der Schwierigkeiten abzielt. Sarah und Susi haben beide unter den gegebenen belastenden Bedingungen einen Sinn für Unabhängigkeit entwickelt. Aber während Susi von sich selbst das Bild einer unabhängigen Person entworfen hat, unabhängig bspw. von einem gewalttätigen Partner, basiert Sarahs Unabhängigkeit auf Misstrauen und zielt darauf ab, sich über kontrollierende Familienregeln hinweg zu setzen, das System zu „unterleben“. In ihrem Fall sind keine positiven und nachhaltigen Beziehungen, die auf Vertrauen gebaut sind, sichtbar. Deshalb halten wir Sarah nicht für ein gewaltresilientes Mädchen.

Klare Zukunftspläne

Die Kompetenz, Zukunftspläne zu schmieden, war bereits in der Kauai Studie als wichtiges Merkmal für Resilienz benannt worden (vgl. Wustmann 2009). Das bedeutet, dass Jugendliche in der Lage sind, realistische Lebensziele (Familie, Bildung, Berufstätigkeit) zu entwickeln, die auf ihren Erfahrungen basieren. Die schützende Qualität dieser Kompetenz kann durch sicherheitsbezogene Aspekte beschrieben werden: klare Ziele und zukunftsorientierte Ideen sind oft mit einem Gefühl der Sicherheit verbunden.

Besonders in Schulen bieten sich manchmal Bedingungen (wie z.B. die Möglichkeit zur Selbstverantwortung, klare Regeln, positive Förderung, Partizipation, respektvolles Umgehen miteinander, wertschätzende Atmosphäre), die zu einer Entwicklung von Selbstwirksamkeit und einer positiven Selbstwahrnehmung bei den Jugendlichen führen. Es mag unter guten Bedingungen zu einem Kohärenzgefühl kommen (Julius & Prater 1996). Dieses Gefühl ist dadurch gekennzeichnet, dass die Jugendlichen eine Einschätzung ihrer eigenen Umgebung haben und eine realistische Wahrnehmung der Verbindung zwischen für sie zugänglichen Ressourcen und den von ihnen anvisierten Zielen. Von daher lässt sich sagen, dass bei der Entwicklung „klarer Zukunftspläne“ ontogenetische Faktoren (persönliche Merkmale) und Faktoren der Mikro-Ebene (tägliche Aushandlungsprozesse in der Schule, wo die Erwartung eine Berufslaufbahn einzuschlagen in persönliche Perspektiven übersetzt wird) zusammenwirken.

Kar weiß, worüber sie redet, wenn sie Rassismus in Österreich beschreibt, wo sie lebt. Sie wurde in

Kar: „Es fühlt sich nicht nach zuhause sein an, wenn du immer anders bist als die anderen.“

¹² Sarah findet, dass die Lehrer_innen „Ausländer“ bevorzugen. Sie deklariert sich selbst als „Rechte“.

Kamerun geboren und sie definiert sich eher als Kamerunerin als als Österreicherin. In ihrem Fall ist ihre Identität stark an das Gefühl geknüpft, "anders" zu sein (siehe Zitat).

Kar ist ständig mit Alltagsrassismus konfrontiert. Deshalb weiß sie, wie es sich anfühlt ein Opfer zu sein. Aufgrund der Unterstützung ihres Vaters, der für Kar eine Art Vorbild ist, kann sie sich selbst dagegen auf eine nichtgewaltsame Art verteidigen und konfrontiert rassistische Täter_innen mit ihren Haltungen ("unfair", "nicht ok"). Zudem geht sie gerne in die Schule und scheint sehr beliebt zu sein. Sie erwähnt viele Schulfreund_innen, vor allem Mädchen, die sie unterstützen. Kar ist Klassensprecherin.

In diesem Rahmen hat Kar ein klares Bild für ihre Zukunftspläne entworfen in dem sie die aktuellen Belastungen hinter sich gelassen hat. Sie will nicht alle ihre Ressourcen drauf verwenden, den Rest ihres Lebens gegen Rassismus zu kämpfen. Sie ist sich sicher, dass ihr Leben sich bessern wird, wenn sie in einer anderen Stadt lebt. Kar will in Paris oder London studieren, also Städten, in denen sie mehr Unterschiedlichkeit zwischen den Leuten erwartet und deshalb auch von weniger Hürden für Schwarze ausgeht. Ihre guten Schulleistungen geben ihr Energie, so dass sie Bildung als eine wichtige Ressource für bessere Lebensbedingungen ansieht (siehe Zitat).

Kar: "Du musst gut sein - und wenn du in einem anderen Land bist, musst du sogar noch besser sein."

Claudia, ein 14jähriges deutsches Mädchen, lebt in einer gestörten Familienatmosphäre. Sie hat eine schwierige Beziehung zu ihrem Vater, der sich dominant verhält und keine Kohärenz in seinem Erziehungsstil aufzeigt. Der Vater hat Claudia oder ihre Schwester nie geschlagen, aber die Beziehung zwischen Vater und Mutter ist recht schwierig. Die Mutter wollte ihn verlassen, aber er überzeugte sie, zu bleiben. Claudia sagt, dass zuhause niemand mit ihm spricht und alle ihm aus dem Weg gehen, wenn er nach Hause kommt. Es ist bemerkenswert wie Claudia das Verhalten ihres Vaters reflektiert, sie scheint es irrational und absurd zu finden, fast schon lustig, und es scheint ihr wenig auszumachen. Sie findet es eher seltsam, dass ihre Mutter sich nicht scheiden lässt und sie benennt ihren Wunsch, dass die Scheidung durchgeführt werden sollte.

Claudia hat keine Schwierigkeiten in der Schule und sie geht davon aus, dass Bildung eine wichtige Rolle spielt, wenn es darum geht, einen Job zu finden, aber auch für das tägliche Leben. Sie hat eine Lebensvision und ihr Wunschberuf ist Architektin. Sie zeigt große Fähigkeiten darin, ihre Lebensumstände zu reflektieren. In ihre deutliche Berufsorientierung als Architektin fließen zeitgemäße Bilder weiblicher Unabhängigkeit ein. Vielleicht hilft ihr ihre Bildungsorientierung (als Mittel der Hierarchisierung) dabei, ihren Vater, der einen geringeren Abschluss hat als sie machen will, nicht so ernst zu nehmen, vielleicht fühlt sie sich überlegen.

In beiden Fällen scheinen die Mädchen ein Gefühl der Selbstwirksamkeit entwickelt zu haben, eine Art "Ja, ich habe die Möglichkeit meine Situation zu verändern"-Gefühl, das eine große Wirkung auf die Entwicklung ihres Selbstwerts zu haben scheint und von dem ein starker Impuls in Richtung Umsetzung der Zukunftspläne zu erwarten ist (vgl. Fingerle et al. 1999).

Sichere Orte

In der Auseinandersetzung mit den Bedingungen, unter denen sie leben, haben einige Jugendliche Orte gefunden, wo sie "sie selbst sein können". Im Fall von Miha, einem slowenischen Jungen, der später noch ausführlicher vorgestellt wird, wird deutlich, dass er in der Schule wohl nicht der beliebteste ist, er wird gehänselt und interessiert sich selber nicht sonderlich enthusiastisch für Sport, was oft ein wichtiger Faktor für Beliebtheit bei Jungen ist, mit dem auch andere "Mängel" kompensiert werden können (Frosh/Phoenix 2001). Anders als andere Jugendliche, die sich mehr um Freund_innenschaften kümmern, scheint er mit seinem kleinen Familiennetzwerk und ein paar Aktivitäten, denen er alleine nachgeht, zufrieden zu sein. Es entsteht der Eindruck, dass Miha einen – symbolischen und konkreten – Ort hat, wo er sich sicher fühlt und wo er gerne ist, auch ohne viele Kontakte zur Außenwelt.

Wir haben Beispiele gefunden, bei denen Jugendliche explizit und implizit solche Orte erwähnt haben, an denen sie sich wohl fühlen - entweder Orte, an denen sie Hilfe bekommen oder Orte, wo sie sich von allen Problemen zurückziehen können, wo sie ihr kleines Refugium haben, in dem sie niemand stört. In Sakuras Beispiel (siehe oben) erfüllt das Malen von Manga-Comics diesen Zweck.

Für Markus ist dieser Ort ein geografischer wie auch ein symbolischer Ort: Er betont sein "eigenes Bett", das nicht bei seiner gewalttätigen Familie steht sondern in einem Lehrlingsheim, für das er sich selbst entschieden hat. Er hält sich an die Regeln dort, trinkt keinen Alkohol und nimmt keine Drogen. Für Jewel und Queen ist die Schule ein sicherer Ort, wo sie während des Tages fern von ihren gewalttätigen Müttern sind und wo sie bereits unterschiedliche Formen der Unterstützung erfahren haben.

So ist also ein sicherer Ort – neben sozialen Netzen von Freund_innen und Verwandten und bestimmten anderen Unterstützungsstrukturen – ein weiterer wichtiger Faktor darin, gewaltresiliente Kompetenzen auszubilden oder protektive Ressourcen zu erschließen.

2.2.3 Meso-Ebene

Gutes Schulsetting

Verglichen mit den nicht gewaltresilienten Jugendlichen gehen die meisten Jugendlichen, deren Verhalten als gewaltresilient definiert wurde, aus verschiedenen Gründen gerne zur Schule.

Bei einigen wurde die Schule zu einem sicheren Ort in Vergleich zu den prekären Familienverhältnissen zuhause. Schule kann ein Fluchtpunkt werden, ein Schutzraum, eine gut organisierte und strukturierte Insel in einem ansonsten recht chaotischen Leben, ein Ort des Vertrauens, wo Jugendliche auf Menschen treffen, denen sie zugeneigt sind und wo sie die Erfahrung machen, wertgeschätzt und anerkannt zu werden für das, was sie sind. (Vgl. Göppel 1999, zit. in Wustmann 2009)

Ein *gutes Schulsetting* ist für mehr als ein Drittel der Jungen und Mädchen von Bedeutung und die quantitativen Unterschiede der Jungen zu den Mädchen sind minimal (siehe 2.1.1: Geschlechtsbezogene Analyse). Manche Schulen arbeiten auf struktureller Ebene gegen Gewalt, z. B. gibt es in Luis' Schule in Spanien eine Null-Toleranz-Strategie gegen Gewalt. Die gibt es auch in Danielas Schule in

Deutschland. Zusätzlich, aufgrund eines anderen Schulprogrammes, konnte Daniela Streitschlichterin werden, welches eine wichtige Rolle bei der Ausprägung einer gewaltfreien Haltung spielt. Mitko (Deutschland) wechselte von einer Schule mit niedrigem Bildungsgrad (Hauptschule) auf eine Realschule, was von ihm selbst als großer Erfolg für einen migrantischen Jungen ohne Bildungshintergrund gewertet wird. Robert (Deutschland) musste ebenfalls die Schule wechseln, er wechselte in der 9ten Klasse vom Gymnasium auf eine Realschule, weil er schlechte Noten hatte. In die neue Schule geht er grundsätzlich gerne. Er beschreibt seine neue Klasse in Abgrenzung zu seiner Gymnasialklasse als „nett“. Wenn er z.B. Matheprobleme hat, kann er um Hilfe bitten. Es ist möglich, dass der Schulwechsel gut für sein Selbstbewusstsein war, weil Schüler_innen, die von einer höheren Schule kommen, oft gut angesehen sind in der neuen Schule. Von Gymnasialschüler_innen wird in der Regel fortgeschritteneres Wissen erwartet und oft ist dies das erste Mal, dass Schüler_innen für ihre Anstrengungen auch Anerkennung erhalten (und wenn es nur aus dem Grund ist, dass auf einem Gymnasium schneller gelernt wird und deshalb einige Lerninhalte bereits bekannt sind). Für Eva und Miha (beide aus Slowenien) und Queen und Susi (beide aus Österreich) war das Schulsetting ebenfalls von Bedeutung und zwar auf einer individuellen Ebene. Sie gehen alle gerne zur Schule und fühlen sich unterstützt und sicher dort. Theodor (Österreich), der an einer chronischen Krankheit leidet und der sich selbst als sehr schüchtern beschreibt, fühlt sich an seiner Schule sicher und geschützt von Lehrer_innen wie Schüler_innen.

Für Jewel (Österreich) ist die Schule auf struktureller und individueller Ebene wichtig: Sie kann in der Schule einem gewalthaltigen und stressigen Zuhause entkommen. Sie bekommt in der Schule ebenfalls Unterstützung durch Freund_innen und Lehrer_innen. Nach Kos-Mikuš (1992) ist einer der zentralen Präventionsfaktoren in der Schule eine gute Beziehung mit den Lehrpersonen und der sozialen Peer Gruppe. Das Engagement unterstützender Lehrer_innen sowie die Entwicklung eines guten sozialen Klimas zwischen Lehrpersonen und Schüler_innen sowie zwischen den Schüler_innen wird als ein erfolgreicher Weg angesehen, gewalttätiges Verhalten zu verhindern (vgl. Tillman, 2000).

Zudem scheinen fördernde Schulbedingungen eine positive Selbstwahrnehmung zu unterstützen sowie die Entwicklung von Problemlösekompetenzen. Die Erfahrung von Selbstwirksamkeit hat einen wichtigen Einfluss auf die Entwicklung des Selbstwerts, führt zu einem sicheren Gefühl und schützt besonders Jugendliche mit erschwerten Lebensbedingungen (Vgl. Fingerle et al. 1999).

Kontinuierliche Unterstützung durch soziale Institutionen

Manche der Jugendlichen finden Quellen der emotionalen Unterstützung außerhalb der Familie. Neben einer guten Schulinfrastruktur können soziale Serviceeinrichtungen für eine bestimmte Zeit verlässliche Unterstützung anbieten. Individuelle

I: "Gehst du gerne zur Schule?"
 Jewel: Ja... dann muss ich nicht zuhause bleiben [lächelt]
 Zuhause ist es nicht lustig, außer wenn ich alleine da bin, aber das passiert nicht sehr oft."
 I: "Was magst du an der Schule?"
 Jewel: "Ich sehe dort meine Freundinnen, es gibt jeden Tag jemanden, mit dem ich reden kann. Ich kann zeigen wenn ich wütend bin und so weiter Ja, verschiedene Dinge..."

Unterstützung durch Beratungseinrichtungen (Schulpsycholog_in, Familienberatung, Erziehungshilfen) kann ein sichereres Gefühl unter unsicheren Bedingungen in der Familie herstellen, das tägliche Leben wieder mehr strukturieren helfen und Beratung geben für aktive Bewältigungsstrategien und soziales Verhalten. Luna, ein spanisches Mädchen, Sakura (Deutschland), Theodor und Markus (beide Österreich), wurden jeweils individuell unterstützt, wenn sie aus verschiedenen Gründen extrem schlechte Laune hatten (Stress in der Schule, Situationen sozialer Veränderung wie etwa eine Scheidung) und/oder sie litten unter einer Depression. Spezielle Beratungen wurden aufgesucht um Schwierigkeiten zu meistern und mit belastenden Situationen fertig zu werden, sowie um sie darin zu bestärken, ihre in ihren Augen ausweglosen Situationen zu verändern (z.B. wurde Daniela, die Schwierigkeiten im Umgang mit ihren Aggressionen hatte, zur Streitschlichterin; Theodor, der sich selbst verletzt hatte und sich aus einem aktiveren Leben zurückgezogen hatte, begann eine psychologische und medizinische Therapie gegen Depression).

Manche dieser Beispiele sind auch Beispiele für die Wichtigkeit unterstützender Personen für den Aufbau von Gewaltresilienz außerhalb der Familie. Unterstützung kann dabei heißen, dass spezielle Ratschläge gegeben werden und/oder es kann gleichzeitig auch bedeuten, dass eine Person als Vorbild für gutes Verhalten fungieren kann.

Der Erziehungsstil der Eltern/Erziehenden

Der *Erziehungsstil der Eltern oder sonstiger Erziehender* scheint eine starke Nähe zu den präsenten Bindungsmustern aufzuweisen. Viele frühere Studien belegen, dass ein *autoritär-demokratischer Erziehungsstil* durch Wertschätzung, Akzeptanz, erzieherische Sicherheit und Begleitung gekennzeichnet ist (Vgl. Bender und Lösel 1998; Masten 2001; Scheithauer et al. 2000). Wustmann (2009) bezieht sich auf Baumrinds (1989) Folgende Merkmale charakterisieren einen *autoritär-demokratischen Erziehungsstil*: die Kinder erhalten durch die Unterweisung der Erziehenden eine klare Vorstellung des von ihnen erwarteten Verhaltens; Autonomie wird unterstützt; Interaktionen sind gekennzeichnet durch emotionale Unterstützung und kooperative Kommunikation. Ein *autoritär-demokratischer Erziehungsstil* bedeutet eine warme und unterstützende aber gleichzeitig auch fordernde und begrenzende Erziehungsweise.

Als Susis Vater nach der Scheidung ihrer Eltern auszog (er hatte kontinuierlich Ehefrau und Kinder geschlagen), war Susi zum ersten Mal in ihrem Leben mit Erziehungsregeln konfrontiert. Vor der Scheidung waren Streitigkeiten und ein chaotischer Alltag die Regel, andere Regeln waren nicht existent und/oder waren für Susi nicht eindeutig klar ("Ich hab viel Blödsinn gemacht"). Als ihr Vater auszog, begann die Mutter, Grenzen zu setzen und Susi macht den Eindruck, als wäre sie über die neuen Regeln froh. Die Regeln sind klar und verständlich für sie und sie ist in der Lage, ein klares Bild von den Erwartungen ihrer Mutter zu bekommen. Darüber hinaus ist sie sich der aufmerksamen Obhut ihrer Mutter sicher. Aber gleichzeitig weiß Susi auch von der Möglichkeit, dass bestimmte Regeln in Auseinandersetzung mit ihrer Mutter auch verhandelbar sind (z. B. setzt ihre Mutter kein Rauchverbot für Susi durch, weil sie nicht möchte, dass Susi dann heimlich raucht; deshalb darf Susi zwei Zigaretten am Tag rauchen). In Susis Fall wird deutlich, wie es nach der Scheidung zu einem Wechsel des Umgangs miteinander kommt, der im positiven

Sinne von Regeln für das Familienleben und täglichen Abläufen bestimmt ist, bei denen die Möglichkeit zur Kommunikation miteinander gegeben ist.

2.2.4 Makro-Ebene

Der Zugang zu sozialen Service-Einrichtungen

Neben der individuellen Betreuung durch soziale Service-Institutionen, die auf der Meso-Ebene als Schutzfaktor wirken kann (siehe oben), ist das Vorhandensein und der Zugang zu sozialen Service-Einrichtungen, auf der Basis rechtlicher Regelungen, als schützender Faktor auf der Makro-Ebene anzusehen.

Der Zugang zu sozialen Service-Einrichtungen und damit der Zugang zu professioneller Hilfe, die sich auf Kinderschutzrechte stützt, kann als Indikator für sichere oder unsichere Bedingungen für Kinder und Jugendliche in einer Gesellschaft angesehen werden.

Für manche Jugendliche scheinen Schutzmöglichkeiten im erweiterten sozialen Nahraum von großer Bedeutung gewesen zu sein, vor allem in hochriskanten Situationen. Queen, Jewel und Markus sprachen in ihren Interviews von lokaler Hilfe durch soziale Service-Einrichtungen, als sie mit schwerer körperlicher Gewalt konfrontiert waren.

Markus verbrachte einige Zeit seines Lebens in einem Frauenhaus, in dem seine Mutter für sich und ihre Kinder Zuflucht gefunden hatte, nachdem sie schwere körperliche Gewalt durch ihren Ehemann und andere Familienmitglieder erlitten hatte.

Queen und Jewel, zwei Schwarzen Mädchen aus Österreich, wurden beide über längere Zeit von ihren Müttern geschlagen. Queen wurde ins Krankenhaus gebracht, als die Übergriffe in der Schule deutlich wurden, denn ihre Mutter schlug sie auch in der Schule. Queens Lehrer schritt ein, separierte die beiden voneinander, leistete erste Hilfe bei Queen und rief dann die Polizei. Bei Queen wurden schwere Hämatome am ganzen Körper gefunden, als man sie im Krankenhaus untersuchte. Queen blieb daraufhin ein halbes Jahr in einer betreuten Einrichtung. Danach wurde Queen von ihrer Mutter nicht wieder geschlagen. Es kann also sein, dass die Erfahrung, dass soziale Einrichtungen auf die internen Familienbelange "ein Auge werfen", bei ihrer Mutter einen Sinneswandel bezüglich ihrer Gewaltanwendung herbeigeführt haben. In diesem Fall haben die Schule, die Polizei und die sozialen Einrichtungen mit ihrer Kooperation eine gute Unterstützung für Queen geleistet.

Im Fall von Jewel gab es eine ähnlich gut funktionierende Kooperation zwischen Lehrperson und Jugendhilfe, aber in erster Linie war es Jewel selbst, die eine aktive Rolle dabei gespielt hat, sich selbst aus der Situation der beständigen gewalttätigen Übergriffe durch ihre Mutter zu befreien. Jewel hat ihrer Lehrerin von ihrer Situation zuhause erzählt und die Lehrerin hat die das Jugendamt darüber informiert. Nach einigen Gesprächen mit Sozialarbeiter_innen, hörte die Mutter auf, ihre Kinder zu schlagen, wenn sie auch weiterhin verbal aggressiv gegen diese war.

In beiden Fällen waren es die klärenden Interventionen durch lokale Einrichtungen, deren Aufgabe es ist, bei Problemen in der Familie Unterstützung zu leisten. Diese Interventionen können Schutzfaktoren sein, wenn die Jugendlichen auf diese Ressourcen aktiv zugreifen und diese als unterstützend erleben. Beide Mädchen

haben erfahren, dass soziale Einrichtungen in der Tat hilfreich sein können und sie erfolgreich in ihren Belangen unterstützen können.

Kinderrechte

Da unsere einzige Informationsquelle die Interviews mit Jugendlichen sind, waren strukturelle Faktoren nicht primär in unserem Fokus. Trotzdem sind diese in den Aussagen der Jugendlichen präsent, z.B. wenn sie uns von Konflikten erzählt haben, die rassistischen Ursprungs waren, wo sie also nicht vor Diskriminierung geschützt waren, auch wenn dies nach dem Antidiskriminierungsgesetz der Fall sein sollte. Auf dieser strukturellen Ebene finden wir hauptsächlich Schutzfaktoren wie Kinderrechte, also z.B. das Recht, nicht geschlagen zu werden, und daraus folgend Gerichtsentscheidungen, die Familienhilfe oder andere Maßnahmen anweisen. Aber auch soziale Normen, wie z.B. Antirassismus als verbreitete Haltung oder die Umsetzung von sozialer Gerechtigkeit durch bestimmte Richtlinien (z. B. Wohnungspolitik). Eine enge Verknüpfung von Familiengewalt und Privatheit in der gesellschaftlichen Wahrnehmungen steht einem Einschreiten von Außen hinderlich im Wege – auch wenn viele Länder hier die legale Situation für mögliche Interventionen erheblich verbessert haben. Auch die stereotype Einstellung, dass Gewalt für Jungen eher normal sei (vgl. Jungnitz et al. 2007)- fast so als hätten sie kein Recht auf Unversehrbarkeit (Voigt-Kehlenbeck 2009: 129) -, macht ein schützendes Eingreifen schwierig. Auf der anderen Seite wird bei gewalttätigen Mädchen häufig selbstverständlich davon ausgegangen wird, dass es sich um das Ergebnis eines missglückten Sozialisationsprozesses handelt, wodurch Mädchen das Recht auf Durchsetzung und Verteidigung abgesprochen wird (vgl. Busche/Stuve 2010: 276f.). Der Einfluss der Medien muss bei der Verbreitung solcher Normen und Werte mit einbezogen werden.

Die Möglichkeit der Scheidung ist in einigen Fällen ein Mittel um stressbeladene und gewalttätige Beziehungen zu beenden, dies ist aber nicht zwangsläufig der Fall. Da auch einige der Interviewten unter der Trennung ihrer Eltern sehr leiden, kann Scheidung sich nur positiv auswirken, wenn andere Faktoren die dadurch auftretenden Probleme abmildern. Externe Unterstützung muss dann beispielsweise mehr an die jeweils spezifischen Bedürfnisse der Jugendlichen angepasst werden, und nicht an Verwertungsinteressen, Beschulbarkeitserwartungen etc..

Es ist vor allem in staatlicher Verantwortung, die Jugendlichen mit Rechten auszustatten, die sie besser schützen, und sie auch adäquat mit Informationen zu versorgen.

3. Protektive Muster

Aufgrund bestimmter Ereignisse oder wichtiger biografischer Veränderungen im Leben (Migration, Schulwechsel, Scheidung, etc.) ergab sich für einige Fälle die Identifikation von "sozialen Wendepunkten". Manchmal veränderten sich durch die sozialen Wendepunkte die Lebensumstände zum Besseren, in anderen Fällen verminderte sich die Lebensqualität.

Einige Jugendliche beschreiben Veränderungen nach einem Schulwechsel, wie etwa Daniela, ein 15jähriges Mädchen aus Deutschland, die die Schule nach einer Zeit

großen Drucks wechselte: der Wechsel half ihr, Stress in der Schule zu überwinden, den sie vor allem mit einer Lehrerin hatte. Glücklicherweise herrscht in ihrer neuen Klasse eine gute Atmosphäre und in ihrer neuen Mathelehrerin fand Daniele eine Lehrperson, die sie unterstützte.

Für Markus, der 16jährige Österreicher, von dem bereits die Rede war, verbesserte sich das Leben erheblich, als er zuhause, wo er schwerer körperlicher Gewalt ausgesetzt war (Schießerei, sexuelle Missbrauch) auszog und in Lehrlingsheim übersiedelte. Grundsätzlich findet sich hier das "Der-Gewalt-den-Rücken-Zukehren"-Muster. Markus versucht, sich von seinem ehemaligen Zuhause fernzuhalten, um Gewaltsituationen zu vermeiden. Nach vielen Jahren des Ärgers scheint er kein Interesse an dem Leben seiner Ursprungsfamilie mehr zu haben. Er mag es, in der Distanz zu bleiben. Sein eigenes Bett befindet sich nicht in seinem Elternhaus, sondern im Lehrlingsheim, welches für ihn einen geschützten und sicheren Ort darzustellen scheint.

Susi und Hanna aus Österreich sowie Dominik aus Deutschland und Luna, ein spanisches Mädchen, sprechen über einen sozialen Wendepunkt, den sie alle teilen und der ihr Leben auf eine positive Weise verändert hat: Scheidung. In allen Fällen wird der Vater als Täter beschrieben und die Entscheidung für die Scheidung ging von der Mutter aus. Der Vater ist jeweils aus der gemeinsamen Wohnung ausgezogen. Susi und Dominik beschreiben ihre Väter als Alkoholiker, die gegenüber allen Familienmitglieder beständig physische Gewalt ausübten. Hanna war schwerer häuslicher Gewalt ausgesetzt. Sie war häufig Zeugin verbaler und körperlicher Gewalt gegen die Mutter. Die Gewalt nahm zu als der Vater Mitglied einer religiösen Sekte wurde. Luna sprach im Interview über jahrelange Streits und Gewalttätigkeiten zwischen ihren Eltern. In allen Fällen wurde die Scheidung als wichtige Entlastung und Erlösung für alle Familienmitglieder beschrieben und das Leben scheint nach dieser Wende eine positive Wendung genommen zu haben, wie das folgende Zitat zeigt:

"Susi: Mein Vater ist Alkoholiker ... und er hat meine Mama geschlagen ...und ich habe das beobachtet .und so ...aber jetzt, nachdem sie sich getrennt haben ist es besser geworden ...weil er weg ist von Zuhause ...und nun haben wir eine ganz gute Beziehung."

"I: Wie hast du dich bei der Scheidung gefühlt?"

SU: Ganz gut. Ich bin sogar glücklich darüber."

"I: Ok. Und wie gehen deine Eltern mit der Scheidungssituation um?"

SU: Weiß ich nicht. Ich denke, meine Mutter mag meinen Vater immer noch, auch wenn er so viel Blödsinn und all das gemacht hat, aber ja, ganz gut. Jetzt ist ihre Beziehung viel besser seit sie geschieden sind. Besser für beide."

In den genannten Fällen beendete oder milderte die Scheidung die Gewaltsituationen und führte zu einem entspannteren Leben für alle Beteiligten – deshalb wird Scheidung in diesen Fällen als sozialer Wendepunkt definiert, der die betroffenen Jugendlichen schützt. Die Qualität des Schutzes scheint jedoch nicht im Faktor "Scheidung" zu liegen, sondern im Mechanismus, der Reaktion der Familienmitglieder. Die Frage, ob Scheidung als ein sozialer Wendepunkt ein Schutz- oder Risikofaktor ist, hängt also vom spezifischen Kontext ab. Rutter (2000) führt das Konzept der **protektiven Mechanismen** in Abgrenzung zu Schutzfaktoren ein. Die Umstände einer Scheidung können zu einer Situation der Unsicherheit führen, einem

Risiko, aber sie können auch zu mehr Schutz beitragen. Ob es sich um einen Risiko- oder Schutzfaktor handelt, hängt vom spezifischen Kontext ab und nicht nur vom Kontext, sondern auch von den Reaktionen der involvierten Personen selbst. In allen erwähnten Fällen empfanden die Jugendlichen die Scheidung und den Auszug des Vaters als Erlösung.

Die Verbesserung der Lebenssituation wird unter Bezugnahme auf verbesserte Beziehungen zwischen den involvierten Personen beschrieben und mit Bezug auf organisatorische Abläufe. Susi beschreibt hilfreiche Effekte anhand von Familienregeln, die es vor der Scheidung nicht gab, und anhand von täglich stattfindenden Zusammenkünften, die die Möglichkeit zur gemeinsamen Kommunikation bieten. Als ihr Vater auszog, wurden zum ersten Mal klare Familienstrukturen und solche täglichen Routinen eingeführt, die zu einem entspannteren und besser einschätzbaren Alltag für Susi und ihre Mutter führten.

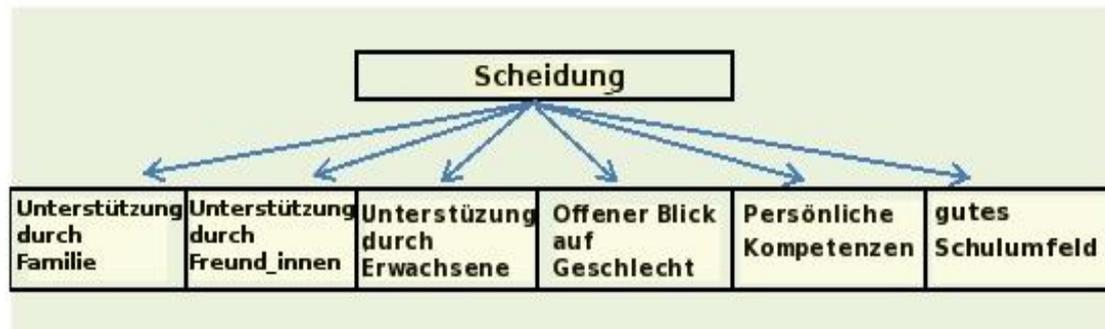
Lunas Beziehung zu ihrem Vater verbesserte sich als ihr Vater aus ihrem Zuhause auszog. Er "überraschte" seine Tochter danach mit

Luna: "Jetzt ist mein Vater aufmerksamer mit uns. Ich meine, jetzt sind wir alleine mit ihm und er muss sich um uns kümmern. Neuerdings fragt er nach unseren Schulleistungen und Aufgaben, vorher hat er das nie gefragt (...) Vorher hat er auch nie was im Haus gemacht, jetzt überrascht er mich, er weiß, wie man bügelt."

Fähigkeiten und Interesse, dass sie vorher an ihm nicht bemerkt hatte (siehe Zitat).

Der Faktor selbst hat ein Janusgesicht: Scheidung kann günstige oder negative Effekte haben. Andres und Laura, ein Junge und ein Mädchen aus Spanien, beschreiben Scheidung jeweils als stressige situationsbezogene Erfahrung, so dass wir hier eher von einem Risikofaktor sprechen können, wenn wir uns die Reaktionen der betroffenen Personen ansehen. Die Lebenssituation von Andres scheint sich nach der Scheidung eher verschlimmert zu haben. Die Scheidung fand vor Gericht statt. Sein Vater ist mit dem Gerichtsurteil nicht einverstanden (kein Sorgerecht, Auszug) und Andres, der gemäß dem Gerichtsurteil bei seiner Mutter leben muss, würde lieber bei seinem Vater sein. In Lauras Fall hatte die Scheidung ebenfalls negative Auswirkungen. Aufgrund des Ehebruchs durch den Vater, konnte sie ihn zwei Jahre lang nach der Scheidung nicht sehen.

Im Vergleich der Lebenssituationen von Susi, Hanna, Dominik und Luna wurden gemeinsame Schutzfaktoren sichtbar. Quellen der emotionalen und sozialen Unterstützung fanden sich innerhalb und außerhalb der Familie.



Alle vier Jugendlichen sprachen über die Wichtigkeit von Freund_innen. Kontakte zu Peers und positive Beziehungen zu Freund_innen scheinen für soziale Unterstützung durch Ablenkung von belastenden Situationen zu sorgen und ebenfalls durch spezifische Hilfe und Ratschläge. Manche sprachen von Notsituationen, in denen sie jemanden zum Reden und Trost schöpfen brauchten, andere sprachen über entspannte Beziehungen mit ihren Freund_innen, mit denen sie in erster Linie Spaß haben und dadurch von den mit Gewalt belasteten Situationen, die sie oft erleben, abgelenkt sein konnten.

Andere Schutzfaktoren beziehen sich auf soziale Unterstützung außerhalb der Familie. Drei von den vier Jugendlichen erwähnen, dass sie aus verschiedenen Gründen gerne zur Schule gehen. Gute Erfahrungen in der Schule beinhalten positive Beziehungen zu den Freund_innen (emotionale Unterstützung), Lernerfolge (Anerkennung) und ein gutes Verhältnis zu (mindestens) einer Lernperson. Die Schule scheint ein Ort der Handlungsfreiheit außerhalb der Familie zu sein, wo Selbstakzeptanz, Selbstbewusstsein und soziale Kompetenzen in einer vergleichsweise sicheren Umgebung entwickelt werden können.

Wenn im Nahumfeld der Jugendlichen Schutzfaktoren zu finden sind, kann das fundamental zur Entwicklung von Gewaltresilienz beitragen. Die vier Jugendlichen hatten alle die Möglichkeit, zumindest zu einer erwachsenen Bezugsperson eine positive Beziehung aufzubauen, trotz Streitigkeiten und Gewalttätigkeiten in den Familien. Dominik beschreibt seine Großmutter als die wichtigste Person für ihn, sie scheint ihn auf alle möglichen Arten zu unterstützen und spricht mit ihm über seine Probleme. Sie ist seine Bezugs- und Vertrauensperson und "funktioniert" darin abgekoppelt von seinen frühen schmerzhaften und enttäuschenden Erfahrungen mit seinem Vater. Hanna und Susi haben beide sehr enge Beziehungen mit ihren Müttern nachdem die Väter ausgezogen sind. In beiden Fällen scheint eine gewisse Solidarität und ein gemeinsames Interesse eine gute Beziehung zwischen Mutter und Tochter geformt zu haben. Susi beschreibt ihre Mutter als ihr Vorbild, da sie in der Lage war, die schwere Gewaltbelastung durch die Scheidung zu beenden.

Unter den Jugendlichen, die vom STAMINA-Forschungsteam interviewt wurden, war auch ein Fall, in dem keine Scheidung vollzogen wurde, aber als begründete Lösung für viele Probleme in der Familie angesehen wurde. Im Fall von Claudia, einem 14jährigen deutschen Mädchen, ist die Scheidung etwas, das sie sich sehr wünscht.

Sie lebt in einer zerstörten Familienatmosphäre und hat eine schwierige Beziehung zu ihrem Vater, der sich oft dominant verhält (z.B. hat er ohne Begründung Claudias Laptop weggenommen). Claudia findet das Verhalten ihres Vaters eher lächerlich und interpretiert es als eine Form der Hilflosigkeit. Claudia und ihre Schwester sind nie geschlagen worden, aber die Beziehung zwischen den Elternteilen ist sehr schwierig. Claudias Mutter wollte ihren Mann verlassen, er hat sie aber überzeugt zurückzukommen. Es gibt häufige verbale Konflikte. Claudia spricht auch von einem Vorfall körperlicher Gewalt, den sie aber nicht selber beobachtet hat.

Es ist bemerkenswert, wie Claudia das Verhalten ihres Vaters reflektiert. Sie scheint es absurd und irrational zu finden, fast schon lustig, und es scheint ihr nicht besonders viel auszumachen. Sie findet es eher komisch, dass ihre Mutter sich nicht scheiden lässt und sie formuliert den Wunsch, dass die Scheidung letztendlich doch noch passiert. Claudia weiß, was ihr in stressigen Familiensituationen hilft. Weil sie nicht in der Position ist, selber die Scheidung zu beantragen, geht sie mit der Situation eher auf eine ironische, fast schon sarkastische Art und Weise um. Claudia hat ein Netzwerk aus guten und besten Freund_innen. Nach dem Umzug der Familie hat sie neue Freund_innen gefunden. Sie hat ebenfalls eine gute Beziehung zu ihrer Schwester und ihrer Mutter, auch wenn sie sich wünscht, dass ihre Mutter mehr Zeit mit ihr verbringt. Somit sieht es so aus, als ob die zerstörte Beziehung zu ihrem Vater mit einem Netz anderer, recht intensiver Beziehung kompensiert wird. Vielleicht hilft ihr auch ihre Bildungsorientierung, ihren Vater nicht so ernst zu nehmen. Ihr Bildungserfolg scheint es ihr auch möglich zu machen, sich ihrem Vater überlegen zu fühlen.

Dominik, Hanna, Luna und Susi haben alle Frauen in ihren Familien – Mütter und Großmütter - , die sie sehr wertschätzen. Sie alle teilen die Erfahrung, mit einer unabhängigen Mutter zusammen zu leben oder gelebt zu haben, die sich jeweils gegen gewalttätige und/oder ständig betrunkene Ehemänner gewehrt haben und die entweder jetzt allein leben oder eine neue Beziehung eingegangen sind. Dies mag einen Einfluss auf die Entwicklung eines kritischen Blicks auf traditionelle Geschlechterrollen gehabt haben. Zum Beispiel äußert sich Susi sehr kritisch und ärgerlich über "Frauen hinterm Herd", wenn sie ihre Erfahrungen mit einigen nicht-traditionellen Geschlechterbildern reflektiert, in denen Männer einkaufen gehen und kochen, und Frauen Fußball spielen und Mathematik mögen (ihre Lieblingslehrerin ist eine Mathelehrerin – Vorbildfunktion). Ihre Schwester kann ebenfalls als Inspirationsquelle für Susi betrachtet werden, die ihre Fähigkeit Lohnarbeit und Familie zu vereinbaren bewundert. Susi will später auch Kinder haben, aber sie betont, dass sie nur einen guten Mann heiraten wird („gut“ wird dabei in Abgrenzung zu Alkoholmissbrauch und Gewalt definiert). Das bedeutet, dass sie darüber nachdenkt, wie sie in Zukunft leben möchte und behandelt werden will. Es bedeutet auch, dass sie sich der Gefahr von Alkoholmissbrauch und Gewalt, basierend auf den Erfahrungen mit ihrem Vater bewusst ist, und dass sie davon ausgeht, diese Verknüpfung erkennen und vermeiden zu können.

Im Fall von Hanna stellt der Vater ein schlechtes Beispiel für einen Vater dar, weil er ein gewalttätiger und bedrohlicher Ehemann war, von dem sich die Mutter schließlich trennte. Diesen Prozess reflektierend, zeigt Hanna einen Sinn für soziale Gerechtigkeit: Sie sagt, dass sie gleiche Rechte für Männer und Frauen will. Ihre Mutter ist Hannas Vorbild. Auch wenn sie sie zu kontrollierend findet, kann sie diese Angewohnheit des Alles-wissen-Wollens als Konsequenz des Stalking durch ihren Vater und der Angst, die die Mutter wahrscheinlich immer noch hat, interpretieren.

Hanna: "Und, ja, dann haben sie für zwei Jahre zusammen gelebt und meine Mutter hatte einen Nervenzusammenbruch wegen meinem Vater."

I: "Mhm."

Hanna: "Sie hatte viel Angst und fürchtete, dass er mal seine gewalttätigen Hände an uns anlegen könnte."

Sie scheint ebenfalls sehr stolz auf ihre Mutter zu sein, die sich nie an die neuen Ideen des Vaters angepasst hat, die dieser einbrachte, nachdem er Mitglied einer religiösen Gemeinschaft geworden war. Sie erzählt eine Geschichte von Schlagfertigkeit und Widerstand, als ihr Vater seinen Wunsch nach einer Zweitfrau formulierte:

Hanna: "Er ist vor fünf Jahren Mitglied dieser Sekte geworden."

I: "Mhm."

Hanna: "Sie waren danach zwei Jahre zusammen, dann hat er die Pilgerfahrt alleine gemacht."

I: "Mhm."

Hanna: "Und dann wollte er eine zweite Frau!"

I: "Mhm."

Hanna: "Neben meiner Mutter! Meine Mutter sagte, dass sie das nicht will, zumindest dann nicht, wenn er ihr nicht auch einen zweiten Mann erlaubt." [schmunzelt]

Es ist wahrscheinlich, dass Hanna ihren Vater für schuldig hält, ihrer Mutter Leid zugefügt zu haben (Gewalt, Streitigkeiten) und dass sie deren Nervenzusammenbruch als eine Folge seines Verhaltens interpretiert. Deshalb kann in dem Interview auch ein solidarischer Unterton gehört werden. Hanna übernahm Versorgungstätigkeiten für ihre Mutter nach dem Zusammenbruch. Wir wissen nicht, ob dies ihre Wahl war. Hanna macht einen sehr reifen Eindruck, z.B. wenn ihre Mutter versucht, die Beziehung zu ihre Tochter als Freundinnen-Beziehung zu definieren, dann weigert sich Hanna diese "Rollenauflösung" zu akzeptieren. Sie sagt, sie möchte sie als Mutter haben, nicht als Freundin. Dies zeigt ihre Klarheit in Bezug auf den Schutz ihrer eigene Räume, die für sie und ihre gleichaltrigen Freund_innen reserviert sind.

In Bezug auf Gender, bemerkt Dominik lediglich, dass er nicht einverstanden ist mit der Aufteilung der Hausarbeit zwischen seiner Mutter und ihrem neuen Freund, da der Hauptteil immer von seiner Mutter gemacht wird, obwohl sie Vollzeit arbeitet. Er selbst muss seinen Raum einmal in der Woche sauber machen und er hilft auch beim Einkaufen und beim Abwasch von Zeit zu Zeit. Da er den Freund der Mutter nicht besonders gut leiden kann, lässt seine Äußerung mehrere Interpretationsmöglichkeiten zu

Die drei Interviewten erwähnen die Regeln, die ihre Mütter setzen und dass sie sie verstehen und ihre Klarheit schätzen, auch wenn sie manchmal eine andere Meinung haben, weil sie sie zu streng oder kontrollierend finden und sie formulieren ihren Aushandlungsbedarf.

4. Ein Matched Pair

Dem Wunsch nach Vergleichbarkeit folgend haben wir versucht, Matched Pairs aus dem Material (qualitativ und quantitativ) zu generieren: Zwei Jugendliche mit

vergleichbaren Lebensumständen, eine_r von ihnen gewalttätig, der_die andere nicht gewalttätig. Der Fall von Miha und Ivo ist ein solcher Fall. Beide sind aus der slowenischen Arbeiterklasse, leben in einer städtischen Gegend, beide haben Familienkonflikte erlebt, hauptsächlich Herumschreien und Streiten, und für beide war die erlebte Scheidung schmerzvoll. Jetzt leben beide zusammen mit ihren Müttern und Brüdern, beide sind Einzelgänger und manchmal Opfer von Mobbing und Hänseleien in der Schule. Beide haben Gewichtsprobleme und hassen sowohl Fußball als auch Gruppensport insgesamt; Miha wie Ivo spielt ein Instrument, Ivo spielt Saxophon und Miha Klavier. Miha ist gewaltresilient, Ivo ist es nicht.

Miha: Ein Einzelgänger mit schützenden Persönlichkeitsmerkmalen (Reflektiertheit, Empfindsamkeit, Normativität)

Miha ist ein Einzelgänger und manchmal auch Ziel von Hänseleien seiner Mitschüler_innen. Er ist von eher massiger Statur und spielt nicht gerne Fußball, was auch ein Grund für Ausgrenzung durch die Schulkameraden ist. Einmal hat er beobachtet, wie Jungen einen anderen Jungen in der Schule beleidigten aufgrund seines weiblichen Gangs, seiner weiblichen Kleidung und seines Verhaltens. Er sympathisiert mit dem Opfer, da ihm die Position des Ausgeschlossenen vertraut ist. Miha erklärt, dass er sehr verletzt und wütend wird, wenn er beleidigt wird, dass er aber niemals mit Gewalt reagiert. Stattdessen zieht er sich zurück, geht spazieren, und versucht weiterhin, Konflikte durch reden zu lösen. Unterstützende und schützende Ressourcen scheinen in seiner Situation kaum vorhanden zu sein: Er nennt lediglich seine Großmutter, einen Hund und das Klavierspiel. Er äußert sich über all dies nicht sonderlich enthusiastisch.

Miha lebt zusammen mit seiner Mutter und seinem älteren Bruder. Vor kurzer Zeit haben seine Eltern sich scheiden lassen, was für ihn sehr schmerzvoll war (*„Ja, ich war komplett geschockt. Es ist sehr hart...“*) und ihn dazu anregte, uns das Interview zu geben. Er ist mit seiner Mutter sehr verbunden und er gibt an, dass er auch zu seinen beiden älteren Brüdern eine gute Beziehung hat, was eine schützende Funktion haben kann. Er sagt, dass sie ihn alle unterstützen und dass die Familie grundsätzlich das Wichtigste in seinem Leben ist. Er sagte: *„Familie ist mir das Wichtigste und wenn wir in unserem Leben nicht die Familie hätten, dann könnten wir gar nicht glücklich sein.“*

Obwohl sich im narrativen Teil der Studie bei Miha keine Spur von Gewalt zwischen den Eltern findet, zeigt der quantitative Teil ein anderes Bild. Miha gibt im Fragebogen an, dass sich seine Eltern sich oft im Beisein von Miha angeschrien und beleidigt haben. Es gibt ebenfalls Anzeichen für körperliche Gewalt zwischen den Eltern und körperliche Züchtigung. Im qualitativen Interview spricht Miha überhaupt nicht über seinen Vater, während er im qualitativen Teil angibt, dass dieser eine desinteressierte und abgestumpfte, unverbindliche Person ist. Die Scheidung traf Miha hart und es scheint, als ob sie für ihn komplett unerwartet eintrat. Er war sehr enttäuscht von seinem Vater, denn dieser hatte sich anscheinend eine neue Familie aufgebaut, was der Hauptgrund für die Scheidung war.

Abgesehen von der Familie spricht Miha nur von einem besten Freund und seiner Klassenlehrerin, die noch zu seinem sozialen Netzwerk gehören. Er verbringt seine Freizeit hauptsächlich mit Arbeiten für die Schule, Computerspielen und Klavier üben.

Seine Persönlichkeit weist protektive Faktoren auf, die ihn davor schützen, sich in gewalttätige Situationen verwickeln zu lassen. Außerdem lassen sich folgende schützende Faktoren ausmachen:

- Er ist offen und vertrauensvoll genug um eine ihn unterstützende und vertraute Beziehung mit seiner Klassenlehrerin zu entwickeln, mit der er auch über Probleme reden kann.
- Trotz der Erfahrungen mit und der Enttäuschung über seinen Vater bezeichnet er Familie als den wichtigsten Bereich in seinem Leben.
- Er fühlt sich mit seiner Mutter stark verbunden.
- Er hat eine klare Vision von seinem zukünftigen Leben: da er sehr gerne kocht, möchte er gerne Koch werden, auf einem Schiff arbeiten und danach sein eigenes Restaurant aufmachen.
- Gleichwertigkeit der Menschen ist von höchster Priorität in seinem Wertesystem.

Ivo: gewalttätiger Einzelgänger ohne Sicherheitsnetz

Ivo lebt zusammen mit seiner Mutter und seinem jüngeren Bruder. Er hat Familiengewalt erlebt bevor seine Eltern sich trennten. Er sprach nicht von körperlicher Gewalt sondern von Schreien und Streitigkeiten. Seine erste Gewalterfahrung war ein Streit zwischen seinem Vater und seiner Mutter. Er gibt an, dass ihn Streits zwischen Erwachsenen hilflos machen. Die Eltern sind jetzt geschieden und an den Wochenenden besucht er seinen Vater auf dem Land, wo sie zuvor zusammen gelebt haben. Seine Großmutter, die eine wichtige Person für ihn ist, lebt ebenfalls dort. Er sagt, dass er die meiste Zeit, wenn er seinen Vater besucht, eigentlich mit seiner Großmutter statt mit seinem Vater verbringt. Offiziell sollte er nach der Scheidung bei seinem Vater leben, aber sein Vater und seine Mutter haben entschieden, dass beide Söhne bei der Mutter leben sollen und der Vater für den Unterhalt aufkommt. Obwohl er nicht darüber sprach, war es doch offensichtlich, dass die Scheidung schmerzvoll für ihn war, da sie ihn von seinem Vater, seiner Großmutter, Freund_innen und der Umgebung, in der er sich wohl fühlte, fortriss. Die Scheidung geschah vor sechs Jahren und Ivo hinterlässt den Eindruck, dass seine Gefühle seit dieser Zeit eingefroren sind.

Nach sechs Jahren in der neuen Umgebung hat er weder wirklich unterstützende Personen in seinem Umfeld noch ein soziales Netz. Er gibt an, dass seine Mutter seine Unterstützung ist, gleichzeitig gesteht er aber auch ein, dass sie viel arbeitet, nicht richtig interessiert an ihm ist und er die meiste Zeit alleine verbringt. Die Beziehung zu seinem Vater ist ebenfalls eher kühl. Die Beziehung zu seinem jüngeren Bruder ist sehr konfliktreich und gewalttätig – sie streiten sich beständig und prügeln sich darum, wer das Zimmer aufräumen muss. Ivo hat keinen besten Freund und keine beste Freundin, genau genommen hat er in den letzten 6 Jahren in der neuen Umgebung oder in der Schule überhaupt keine Freundschaften aufgebaut. Er sagt: *“Hier habe ich keine Freunde. Hier ist nichts.”* Seine einzigen Freund_innen sind die aus seinem vorherigen Wohnort. Seine Gefühle für seine Mutter, seinen Vater und Bruder sind eher ambivalent (positiv und negativ), er sagt, dass er eigentlich nur mit seiner Großmutter, einer alten Tante und einer Schulfreundin gut klarkommt. Er mag seine Biologielehrerin, seinen Sportlehrer mag er nicht. Durch

seine Computerspiele hat er virtuelle Freund_innen überall auf der Welt. Trotzdem kann er in seinen Alltagsbeziehungen als Einzelgänger bezeichnet werden.

In Konfliktsituationen nutzt Ivo häufig körperliche Gewalt, um sich zu wehren. Er erscheint in Gewaltsituationen in unterschiedlichen Rollen, als Opfer, Täter und Beobachter/Vermittler. Er hat in der Schule Ausschlussituationen erlebt. Ivo ist korpulent und er ist froh über seine physische Konstitution. Er reagiert mit körperlicher Gewalt, wenn ihn jemand provoziert oder beleidigt, und er schlägt seinen jüngeren Bruder in ihren alltäglichen Konflikten. Über das Lösen von Konflikten mit seinem Bruder sagt er: *“Wir kloppen uns und dann ist es für eine Weile ok.”* Somit erlebt er Gewalt als etwas, das erfolgreich den Stress von ihm weghält.

Trotz ihrer Ähnlichkeiten ist Ivo gewalttätig und Miha ist es nicht. Die Unterschiede zwischen ihnen, die vielleicht auch ihre unterschiedlichen Verläufe in der Entwicklung bezüglich Gewalt erklären können, sind:

- Auf der **ontogenetischen Ebene** hat Miha verschiedene Persönlichkeitsmerkmale, die ihn von gewalttätigen Situationen vielleicht fernhalten. Während er sehr reflektiert, offen und vertrauensvoll ist, ist von diesen Qualitäten bei Ivo keine Spur. Ganz im Gegenteil, er ist keine leicht zugängliche Person, es ist schwierig mit ihm zu kommunizieren, er ist nicht reflektiert und emotional nicht zugewandt. Während Miha offen über sein Leid und seinen Schmerz wegen der Scheidung spricht, sagt Ivo, er sei darüber hinweg. Ivo ist über seine physische Konstitution wesentlich frustrierter als Miha.

- Auf der **Mikro-Ebene** benennt Miha einige starke Wertigkeiten (Familie als das Wichtigste, Bildung, Gleichwertigkeit aller Menschen, Gewaltfreiheit), während Ivo keinerlei Werte angibt. Er verbringt einen Großteil seiner Zeit mit Computerspielen, während Miha nur wenig Zeit am Rechner verbringt. Gewalt wird von Ivo als eine Konfliktlösungsstrategie legitimiert. Ivos Emotionen und Beziehungen zu seinen Familienmitgliedern sind hauptsächlich ambivalent, kalt und konfliktbeladen, von seiner Großmutter abgesehen. Auch unter den ehemaligen Freund_innen aus seinem vorherigen Wohnort scheint es keinen besten Freund oder eine beste Freundin zu geben. Es scheint so, als würde es aufgrund des Umzugs an Möglichkeiten fehlen, nähere Beziehungen zu pflegen oder aufzubauen. Auf der anderen Seite sind Mihas Gefühle für die Mitglieder seiner Familie extrem positiv, abgesehen von seinem Vater, über den er nicht spricht. Obwohl er manchmal von seinen Schulkamerad_innen gemobbt wird, hat er auch positive Meinungen über sie. seine Brüder sind älter und vielleicht hat er deswegen weniger Konflikte mit ihnen als Ivo, dessen Bruder jünger ist und mit dem er ein Zimmer teilt (Altersstruktur und Gelegenheiten als Risikofaktoren). Miha hat außerdem eine nahe und vertrauensvolle Beziehung zu seiner Klassenlehrerin (*“Wir können ihr vertrauen und ihr Geheimnisse erzählen und alles was uns stört, und dann lösen wir die Probleme in der Schule zusammen.”*), während Ivo eine solche unterstützende Beziehung nicht nennt. Es ist nicht so, dass er überhaupt keine unterstützenden Personen in seinem Umfeld hat (Großmutter, Großtante), vielmehr ist er von sich selbst und seinen Gefühlen wie abgeschnitten (Verbindung zur **ontogenetischen Ebene**).

- Für die **Meso-Ebene** können wir nur spekulieren, dass externe Hilfe für Ivo gut gewesen wäre, um mit den Schwierigkeiten der Scheidung klarzukommen. In dem Stadtteil, wo er lebt, scheint es keine gute Infrastruktur zu geben, um Hilfe zu bekommen, mit Sozialarbeiter_innen in Kontakt zu kommen oder anderen Jugendhilfeeinrichtungen.

●Auf der **Makro-Ebene** sollen nur einige Punkte erwähnt werden, die sich auf Wohnen und Wohnungspolitik beziehen. Ivo verbrachte seine frühen Lebensjahre in einem Vorort, in einer fast ländlichen Gegend mit einem hohen migrantischen Bevölkerungsanteil und einem relativ entspannten Lebensstil, bei dem sich viel draußen abspielte. Nach der Scheidung zog er in eine Villa mit einigen wenigen Wohnungen im Zentrum von Ljubljana. Die Menschen dort werden als ziemlich verschlossen, arrogant, überheblich und kühl beschrieben. Im Vergleich dazu lebt Miha in einer städtischen Gegend von Maribor, die sich in ihrer Offenheit und den leicht zugänglichen, offenen und warmherzigen Menschen beträchtlich unterscheidet (verbunden mit **Meso-Ebene**).

5. Zusammenfassung und Perspektiven

Diese qualitative Studie bietet einige theoretische, methodologische und praxisrelevante Erkenntnisse in Bezug auf Gewaltresilienz.

Resilienz als ein relationales Phänomen

Resilienz kann als dynamischer Prozess verstanden werden, ein zweidimensionales Konstrukt, das negative Lebensumstände und die Sichtbarwerdung von Bewältigungsstrategien umfasst (Luthar & Cicchetti 2000). In dieser Hinsicht bedeutet Gewaltresilienz nicht, um jeden Preis nicht gewalttätig zu sein. Die Frage ist, ob es möglich ist, die gewaltresilienten Kompetenzen und Ressourcen in Relation zu Belastungen, Erfahrungen und Umständen einzuschätzen. In vielen Fällen waren weder die Gewaltformen noch die Lebensumstände vergleichbar, und die Definitionen von Gewaltresilienz und gewaltresilienten Kompetenzen sowie auch die Abstufungen der Belastungen (hoch, mittel, niedrig) mussten Fall für Fall diskutiert werden. Auf diese Weise haben wir versucht in der Analyse herauszufinden in welchem Maß Leben und Lebensumstände der Jugendlichen von verschiedenen Formen von Gewalt und Belastungen beeinflusst sind, um die Qualität der gewaltresilienten Kompetenzen zu beurteilen, die sie *trotz* solch negativer Einwirkungen oder Risiken entwickeln konnten.

Generelle und überwiegende Gewaltresilienz

Die Differenzierung zwischen genereller Gewaltresilienz und überwiegender Gewaltresilienz bezieht sich auf den Aspekt, selbst Gewalttäter_in gegen Andere zu werden:

Generell gewaltresilient: Diejenigen Jugendlichen, die von gewalttätigen Widerfahrnissen innerhalb ihrer Familie berichten und gleichzeitig keinerlei Begebenheiten erwähnen, in denen sie selber gewalttätig gegen Andere wurden oder sonstige gewaltbejahende Haltungen zeigten

-überwiegend gewaltresilient: die Jugendlichen, die von gewalttätigen Widerfahrnissen innerhalb ihrer Familie berichten und gleichzeitig nur seltene Begebenheiten erwähnen, in denen sie selber gewalttätig gegen Andere wurden und die Jugendlichen, die uns über einen laufenden Entwicklungsprozess informierten, bei dem ein vielversprechender Wechsel der Umgebung oder der Haltung vorgenommen wurde, dessen Ausgang aber noch ungewiss ist.

Prävalenz der Schutzfaktoren

Einige einzelne Schutzfaktoren sind in quantitativer Hinsicht bedeutsam (d.h. sie erscheinen bei mehr als einem Drittel der Jugendlichen aus dem Sample): Reflektiertheit, Unterstützung durch die Familie, Unterstützung durch Freund_innen, klare Zukunftspläne, Strategien gegen Gewalt, Selbstakzeptanz, Empathie, offene Haltung bezüglich Geschlechterrollen und ein gutes Schulsetting. Diese Schutzfaktoren können bereits das Ergebnis protektiver Prozesse sein, die bereits stattgefunden haben, und können damit auch in einigen Fällen als Ergebnisse oder als „Schutzfaktoren zweiter Ordnung“ bezeichnet werden. So ist z.B. die Entwicklung von Strategien gegen Gewaltanwendung das mögliche Ergebnis eines Prozesses, der Gewaltresilienz fördert, sowie möglicherweise ein potentieller Schutzfaktor gegen gewaltförmige Schwierigkeiten in der Zukunft.

Schutzfaktoren auf vier Ebenen

In unserer Untersuchung sind wir auf Vulnerabilitätsfaktoren, Schutzfaktoren und protektive Prozesse gestoßen, die die negativen Effekte schwieriger Lebensbedingungen beeinflussen und modifizieren. Schutzfaktoren und -prozesse modifizieren die Effekte von erlebter Gewalt in Richtung gewaltfreies Verhalten.

Schutzfaktoren können durch unterschiedliche Einflussquellen auf verschiedenen Ebenen zustande kommen. Um den Einfluss verschiedener Ebenen in der Analyse berücksichtigen zu können, haben wir die risiko-mindernde Bedingungen auf das bereits erwähnten Mehrebenen-Modells (vgl. Hagemann-White et al. 2010) übertragen:

Die **ontogenetische Ebene** beinhaltet Persönlichkeit und Lebensgeschichte, frühe und kontinuierliche Unterstützung und Schutz sowie geistige und seelische Gesundheit. Folgende Faktoren spielen eine Rolle: persönliche Kompetenzen (Empathie, Selbstakzeptanz, Reflektiertheit, Selbstbewusstsein, Offenheit, Fröhlichkeit, Verantwortungsbewusstsein...), kontinuierliche Unterstützung durch Erwachsene, besonders in schwierigen Zeiten, offene Haltung bezüglich Geschlechterrollen, und klare Zukunftspläne.

Die **Mikro-Ebene** beinhaltet Einflüsse des unmittelbaren und nahen Umfelds, der Sozialisation, persönlich vertretene Werte und Normen wie etwa Erwartungen von Respekt, bestimmten Formen von Männlichkeit und Weiblichkeit oder Ideen von Friedfertigkeit, die in tägliche Interaktionen einfließen. Folgende Faktoren sind hier zu nennen: Interaktionen der Eltern, Unterstützung durch Freund_innen, Unterstützung durch Erwachsene, Unterstützung durch Lehrpersonen, enge Beziehungen, Zugehörigkeiten zu bestimmten Gemeinschaften, Jugend-Subkulturen, religiöse Gemeinschaften), Normen und Werte, und offene Haltung bezüglich Geschlechterrollen.

Die **Meso-Ebene** beinhaltet soziale Institutionen und Prozesse der Lebensorganisation und (Aus)Handlungsmuster, die in Strukturen der Familie, der Nachbarschaft, des Schulumfelds eingebettet sind sowie „öffentliche“ Werte und Normen. Auf dieser Ebene liegen auch die „Gelegenheitsstrukturen“, z.B. der leichte Zugang zu (professioneller) Unterstützung durch Erwachsene. Auf die Meso-Ebene bezogen sind folgende Faktoren bedeutsam: Gutes Schulsetting (z.B. Anti-Gewaltprogramme), Erziehungsstil (Regeln und täglich wiederkehrende Abläufe,

Institutionalisierungen, externe Unterstützung der Familie etc.) und die kontinuierliche Unterstützung durch das soziale Hilfesystem (Jugendhilfe, Beratungsservice etc.).

•Die Makro-Ebene beinhaltet unterstützende Bedingungen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene (bspw. das Vorhandensein von sozialen Serviceeinrichtungen), soziale Gleichheit, Kindheit und Geschlecht als Institutionen sowie das Gesetz als Institution.

Hier zeigte sich, dass die Existenz eines sozialen Unterstützungssystems ein Schutzfaktor sein kann. Der Zugang zu Institutionen des sozialen Hilfesystems und damit der Zugang zu professioneller Beratung, die sich auf Kinderschutzrechte stützt, kann als Indikator für sichere oder unsichere Bedingungen für Kinder und Jugendliche in einer Gesellschaft angesehen werden. Strukturelle Faktoren (Kinderrechte, Antirassismus und Geschlechtergerechtigkeit als Norm...) wurden in den Äußerungen der Jugendlichen sichtbar, wenn sie uns Geschichten von heftiger Gewalt und rassistischer Gewalt erzählten. Strukturelle Faktoren, also z.B. das Recht, nicht geschlagen zu werden, und daraus folgend Gerichtsentscheidungen, die Familienhilfe oder andere Maßnahmen anweisen, aber auch soziale Normen, wie z.B. Antirassismus als verbreitete Haltung oder die Umsetzung von sozialer Gerechtigkeit durch bestimmte Richtlinien (z. B. Wohnungspolitik). Der Einfluss der Medien muss bei der Verbreitung solcher Normen und Werte mit einbezogen werden.

Protektive Muster

Aufgrund bestimmter Ereignisse oder wichtiger biografischer Veränderungen im Leben (Migration, Schulwechsel, Scheidung, etc.) ergab sich für einige Fälle die Identifikation von "sozialen Wendepunkten". Manchmal veränderten sich durch soziale Wendepunkte die Lebensumstände zum Besseren, in anderen Fällen verminderte sich die Lebensqualität.

Manche Jugendliche teilen die Erfahrung eines gemeinsamen sozialen Wendepunkts, der ihr Leben auf eine positive Weise verändert hat. Wenn die Lebenssituation dieser Jugendlichen miteinander verglichen wird, werden verschiedene Schutzfaktoren deutlich. Geteilte Quellen der emotionalen und sozialen Unterstützung wurden innerhalb und außerhalb der Familien sichtbar, etwa wichtige Freundschaften, positive Erfahrungen in der Schule, gute Beziehungen zu den Lehrpersonen oder anderen Erwachsenen außerhalb der Familie und Anderes.

Wenn im Nahumfeld der Jugendlichen Schutzfaktoren zu finden sind, kann das fundamental zur Entwicklung von Gewaltresilienz beitragen.

Zukunftsperspektiven

Diese Studie bietet einige Perspektiven für die weitere Beschäftigung mit Gewaltresilienz:

- Fast alle Jugendlichen waren auf irgendeine Art in Gewaltsituationen verwickelt, aber nur wenige sind selbst nicht gewalttätig geworden. *Deshalb sollte eine Definition von Gewaltresilienz, die in Forschung und Praxis wirklich anwendbar ist, die subjektiven Umstände und den subjektiven Standpunkt berücksichtigen.*

- Die Erwartung, in einer Gesellschaft gewaltfrei zu leben, die bestimmte Formen (männlicher) Gewalt (Krieg, Polizei) legitimiert, in der Privatsphäre toleriert (häusliche Gewalt, Familiengewalt) und auch die Anwendung auf bestimmte Minderheitengruppen (Flüchtlinge, Migrant_innen, Queers, Sinti und Roma etc.) nicht grundsätzlich unterbindet, kann als heuchlerisch wahrgenommen werden, vor allen Dingen von Jugendlichen, die sich nicht geschützt und wertgeschätzt fühlen von dieser Gesellschaft. *Forschung muss sich zu diesen gesellschaftlichen Widersprüchlichkeiten positionieren.*
- Die Faktoren, die dabei unterstützend wirken, selbst nicht gewalttätig zu werden, liegen auf verschiedenen Ebenen von persönlichen Charaktereigenschaften und persönlicher Entwicklung über das Nahumfeld und soziale Institutionen hin zu Kultur und sozialen Strukturen. Die Faktoren sind miteinander verbunden. *Es werden Längsschnittstudien gebraucht, um gewaltfreien Sozialisationsmustern besser folgen zu können. Diese Studie bezog ihre Daten nur aus einer Informationsquelle: den Jugendlichen selber zu einem einzigen, einmaligen Zeitpunkt. Dies stärkt ihre Sichtweise und macht ihre Stimmen hörbar. Wenn mehrere Informationsquellen (Freund_innen, Lehrer_innen, Eltern, Community, Strukturdaten etc.) einbezogen wurden, könnte ein besseres Bild der Verbindungen zwischen den Faktoren gezeichnet werden.*
- *Interventions- und Unterstützungsmaßnahmen müssen so ausgestattet sein, dass sie die Bedürfnisse der Jugendlichen richtig einschätzen können, besonders wenn diese nicht den sozial erwünschten Normen entsprechen.*

Literatur

- Baumrind, D. (1989). Rearing competent children. In W. Damon (Hg.), *Child development today and tomorrow* (pp. 349-378). San Francisco: Jossey-Bass.
- Bender, D. & Lösel, F. (1998). Protektive Faktoren der psychisch gesunden Entwicklung junger Menschen: Ein Beitrag zur Kontroverse um saluto- und pathogenetische Ansätze. In J. Margraf, J. Siegrist & S. Neumer (Hg.), *Gesundheits- oder Krankheitstheorie? Saluto- vs. Pathogenetische Ansätze im Gesundheitswesen* (S. 117-145). Berlin/Germany: Springer.
- Block, J. H.; Kremen, A. M. (1996): IQ and ego-resiliency: Conceptual and empirical connections and separatedness. *Journal of Personality & Social Psychology*, 70 (2), 349-361.
- Bottrell, D. (2007): Resistance, Resilience and Social Identities: Reframing 'Problem Youth' and the Problem of Schooling. *Journal of Youth Studies* 10 (5), 597-616.
- Bottrell, Dorothy (2009): Understanding 'Marginal' Perspectives: Towards a Social Theory of Resilience. *Qualitative Social Work* 8 (3), 321 – 339
- Bourdieu, P. (1997): „Die männliche Herrschaft“. In: Dölling, I. & Kraiss, B. (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 153-217
- Busche, M./Stuve, O. (2010): Bildungsarbeit intersektional erweitern, in: Scherr/Riegel/Stauber (Hg.): *Transdisziplinäre Jugendforschung*, Wiesbaden: VS-Verlag, 271-288
- Condi, S. J. (2006): Resilience in Children: A Review of Literature With Implications for Education. *Urban Education* 41 (3), 211-236.
- Conrad, M.; Hammen, C. (1993): Protective and resource factors in high-risk and low-risk children: A comparison of children with unipolar, bipolar, medically ill, and normal mothers. *Development and Psychopathology*, 5 (4), 593-607.
- Cross, W.E. (2003): Tracing historical origins of youth delinquency & violence: Myths & realities about Black culture. *Journal of Social Issues*, 59 (1), 67-82.
- Fingerle, M. (2007). Der „riskante“ Begriff der Resilienz – Überlegungen zur Resilienzförderung im Sinne der Organisation von Passungsverhältnissen. In: G. Opp & M. Fingerle (Hg) *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz*. München, Basel. S. 299-310.
- Fingerle, M. / Freytag, A. / Julius, H. (1999). Emotionale Regulationsmechanismen, Bindungsmodelle und die Widerstandsfähigkeit gegenüber ungünstigen Entwicklungsbedingungen - Offene Fragen der Resilienzforschung. *Sonderpädagogik*, 27 (4), 201 - 211.
- Frindt, Anja (2009): Impulse der Resilienzforschung für ambulante Hilfen zur Erziehung in Familien, in: *Zeitschrift für Sozialpädagogik*, 7. Jg 2009. H.3. S. 244 – 263)
- Frosh, S., Phoenix, A. & Pattman, R. (2001): *Young Masculinities*, London: Palgrave
- Garbarino, J., Dubrow, N., Kostelny, K., Pardo, C. (1992): *Children in danger: Coping with the consequences of community violence*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Garmezy, N. (1991): Resilience in children's adaption to negative life events and stressed environments. *Pediatric Annals*, 20 (9), 459-466.
- Glaser B., Strauss A. L. (1998). *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern Göttingen Toronto Seattle: Verlag Hans Huber

- Göppel, Rolf: Bildung als Chance. In: Opp, Gunther/Fingerle, Michael (Hrsg.): Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. München, Basel: Ernst Reinhardt, 170-190
- Göppel R. (2000). Die Bedeutung der Risiko- und Resilienzforschung für die Sonder- und Heilpädagogik. In K. Bundschuh (Hrsg.), Wahrnehmen - verstehen - handeln: Perspektiven für die Heil- und Sonderpädagogik im 21. Jahrhundert (S. 79 - 96). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Hagemann-White, C., Kelly, E., Römken, R. (2010). Feasibility study to assess the possibilities, opportunities and needs to standardise national legislation on violence against women, violence against children and sexual orientation violence. Brussels: European Union
- Hampel, P., Petermann, F. (1998). Anti-Streß-Training für Kinder. Weinheim: Beltz, PVU.
- Hampel, P., Petermann, F. (2001). Streß und Streßdiagnostik - Einführung in den Themenschwerpunkt. Kindheit und Entwicklung, 10 (3), 143 - 147.
- Heynen, S. (2001): Partnergewalt in Lebensgemeinschaften: direkte und indirekte Auswirkungen auf die Kinder. beiträge zur feministischen theorie und praxis 24 (56/57), 83-98.
- Julius, H. & Prater, M. A. (1996). Resilienz,. Sonderpädagogik, 26, 228-235.
- Jungnitz, L.: Lenz, H.-J., Puchert, R. Puhe, H., Walter, W. (Hg.) (2007): Gewalt gegen Männer. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland, Opladen: Barbara Budrich Verlag.
- Kaplan, H. (1999): Towards an Understanding of Resilience: A Critical Review of Definitions and Models, in Glantz, M./Johnson, J. (Hg.): *Resilience and Development. Positive Life Adaptations*, pp. 17-83. New York: Kluwer Academic/Plenum Publishers.
- Kindler, H. & Werner, A. (2005). Auswirkungen von Partnerschaftsgewalt auf Kinder: Forschungsstand und Folgerungen für die Praxis. In G. Deegener & W. Körner (Hg.), *Kindesmisshandlung und Vernachlässigung*, Göttingen: Hogrefe, 104 - 127
- Klein-Heßling, J., Lohaus, A. (2000). Streßpräventionstraining für Kinder im Grundschulalter. Göttingen: Hogrefe.
- Kos-Mikuš, A. (1992) "Protective factors of psycho-social development – use for prevention of juvenile delinquency." *Journal of criminalistics and criminology*, Ljubljana 43, pp. 25 – 32.
- Ladner, J. A. (1971): *Tomorrow's Tomorrow: The Black Woman*. Garden City, N.Y.: Anchor.
- Lamnek, S., Luedtke, J., Ottermann, R. (2006). *Tatort Familie. Häusliche Gewalt im gesellschaftlichen Kontext*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Laucht M. (1990). Individuelle Merkmale misshandelter Kinder. In Martinius J. & Frank R. (Hg.). *Vernachlässigung, Missbrauch und Misshandlung von Kindern*. Bern: Huber, 39-48.
- Lösel, F. & Bender, D. (1999). Von generellen Schutzfaktoren zu differenziellen protektiven Prozessen. Ergebnisse und Probleme der Resilienzforschung. In G. Opp, M. Fingerle & A. Freytag, (Hrsg.). *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz* (S. 37-58). München: Reinhardt.
- Luthar, S. S. & Cicchetti, D. (2000). The construct of resilience: Implications for interventions and social policies. *Development and Psychopathology*, 12, 857-885.
- Masten, Ann S. (2001): Ordinary Magic: Resilience processes in development. *American Psychologist*, 56 (3), 227-238.

- Maughan, B. (1989). School experiences as risk/protective factors. In M. Rutter (Hg.): Studies of psychosocial risk. NY: Press Syndicate of University of Cambridge. 200-220
- Mayring, Ph. (2000). Qualitative Inhaltsanalyse. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 1(2), Art. 20, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0002204>.
- Nicklas, H.; Ostermann, Ä; Büttner, C. (1997): Vaterlos, gottlos, arbeitslos – wertlos? Zum Problem der Jugendgewalt und mögliche Präventionsstrategien, HSFK-Report 4, Frankfurt/M.
- Opp, G.; Fingerle, M: (2000): Risiko und Resilienz in der frühen Kindheit am Beispiel von Kindern aus sozioökonomisch benachteiligten Familien: amerikanische Erfahrungen mit Head Start. In: Weiss, H. (Hrsg.): Frühförderung mit Kindern und Familien in Armutslagen. Beiträge zur Frühförderung interdisziplinär - Band 7. München/Basel: Ernst Reinhardt Verlag, 164-174
- Patterson, G.R. & Stouthamer-Loeber, M. (1984). The correlation of family management practices and delinquency. Child Development 55, 1299–1307.
- Pintrich, P. R., Schunk, D. H. (2002): Motivation in education: Theory, research, and applications. Upper Saddle River: Pearson.
- Pollack, W. F. (1998): Jungen. Was sie vermissen, was sie brauchen. Weinheim, Basel, Berlin: Beltz.
- Rabe, H.; Kavemann, B. (2007) Kinder und häusliche Gewalt. *Unsere Jugend* 59,242–275.
- Reis, S. M., Colbert, R. D. & Hébert, T. P. (2005). Understanding resilience in diverse, talented students in an urban high school. *Roeper Review*, 27, 110-120.
- Rutter, M. (2000). Resilience reconsidered: Conceptual considerations, empirical findings, and policy implications. In J. P. Shonkoff & S. J. Meisels, (Hg.), *Handbook of Early Childhood Intervention* (pp. 651-682). Cambridge/New York: Cambridge University Press.0;
- Rutter, M. (2001). Psychosocial adversity: Risk, resilience and recovery. In J. M. Richman & M. W. Fraser (Hg.), *The context of youth violence. Resilience, risk and protection* (pp. 13-41). Westport/Connecticut/London: Praeger Publishers.
- Rutter, M., Mortimer, P., Maughan, B. (1979): Fifteen Thousand Hours. Secondary Schools and Their Effects on Children, Harvard University Press
- Sanders, J.; Munford, R. (2007): Speaking from the Margins – Implications for Education and Practice of Young Women's Experiences of Marginalisation. *Social Work Education*, 26 (2), 185-199.
- Scheithauer, H., Niebank, K. & Petermann, F. (2000). Biopsychosoziale Risiken der frühkindlichen Entwicklung: Das Risiko- und Schutzfaktorenkonzept aus entwicklungspsychopathologischer Sicht. In F. Petermann, K. Niebank & H. Scheithauer (Hgs.), *Risiken in der frühkindlichen Entwicklung. Entwicklungspsychopathologie der ersten Lebensjahre* (pp. 65-97). Göttingen/Germany: Hogrefe.
- Scheithauer, H., Niebank, K. & Petermann, F. (2000). Biopsychosoziale Risiken in der frühkindlichen Entwicklung: Das Risiko- und Schutzfaktorenkonzept aus entwicklungspsychopathologischer Sicht. In F. Petermann, K. Niebank & H. Scheithauer (Hrsg.), *Risiken in der frühkindlichen Entwicklung. Entwicklungspsychopathologie der ersten Lebensjahre* (S. 65-97). Göttingen: Hogrefe.

- Scherr, A. (2009): Warum theoretisch undisziplinierte Interdisziplinarität eine gesellschaftstheoretisch fundiert reflexive Jugendforschung nicht ersetzen kann, in: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 3, 321-335
- Schuhmann, K. F. (2003). *Berufsbildung, Arbeit und Delinquenz. Bremer Längsschnittstudie zum Übergang von der Schule in den Beruf bei ehemaligen Hauptschülern*. Weinheim: Beltz.
- Strauss, A. & Corbin, J. (1996). *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Strauss, A. L., & Corbin, J. (1990). *Basics of qualitative research: Grounded theory procedures and techniques*. Newbury Park: Sage.
- Taylor, J. M., Gilligan, C. & Sullivan, A. M. (1995): *Between voice and silence: Women and girls, race and relationship*. Cambridge, M.A.: Harvard University Press.
- Tillmann, K.-J., Holler-Nowitzki, Holtappels, Meier, Popp u.a. (Hrsg.), *Schülergewalt als Schulproblem: verursachende Bedingungen, Erscheinungsformen und pädagogische Handlungsperspektiven*, Weinheim 1999.
- Ungar, Michael (2004a): *Nurturing Hidden Resilience in Troubled Youth*. Toronto: University of Toronto Press.
- Ungar, Michael (2004b): A Constructionist Discourse on Resilience. *Multiple Contexts, Multiple Realities Among At-Risk Children and Youth*. *Youth & Society*, 35 (3), 341-365.
- Ungar, Michael; Teram, E. (2000): Drifting towards mental health: High-risk adolescents and the process of empowerment. *Youth & Society*, 32 (2), 228-252.
- Voigt-Kehlenbeck, C. (2009): Gender Crossing – Nachdenken über die Implikationen der gleich- bzw. gegengeschlechtlichen Beziehung, in: Pech (Hg.): *Jungen und Jungenarbeit. Eine Bestandsaufnahme des aktuellen Forschungs- und Diskussionstands*. Hohengehren: Schneider Verlag, 119-138
- Waller, M. A. (2001). Resilience in ecosystemic context: Evolution of the concept. *American Journal of Orthopsychiatry*, 71, 290-297.
- Werner, E. E. (1989): High-risk children in young adulthood: A longitudinal study from birth to 32 years. *American Journal of Orthopsychiatry*, 59 (1), 72-81.
- Werner, E. E. (1993). Risk, resilience and recovery: Perspectives from the Kauai Longitudinal Study. *Development and Psychopathology* 5 (4), 503-515.
- Werner, E. E. (2000). Protective factors and individual resilience. In J. P. Shonkoff & S. J. Meisels (Hg.). *Handbook of early childhood intervention* (pp. 115-132). Cambridge: Cambridge University Press 2000.
- Werner, E. E. & Smith, R. S. (1982). *Vulnerable but invincible: A longitudinal study of resilient children and youth*. New York: McGraw-Hill.
- Wolff, S. (1995): The concept of resilience. *Australian and New Zealand Journal of Psychiatry*, 29 (4), 565-574.
- Wustmann, C. (2009). Resilienz: Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern. *Beiträge zur Bildungsqualität*, hrsg. von W. E. Fthenakis (2. Aufl.). Berlin: Cornelsen Scriptor.
- Wustmann, Corina (2005): Die Blickrichtung der neueren Resilienzforschung. Wie Kinder Lebensbelastungen bewältigen. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 2, 192-206
- Wyman, P. A.; Cowen, E. L., Work, W. C., Parker, G. R. (1991): Developmental and family milieu correlates of resilience in urban children who have experienced major life-stress. *American Journal of Community Psychology*, 19 (3), 405-426.

- Wyman, P. A.; Cowen, E. L., Work, W. C., Raoof, B. A., Gribble, P. A., Parker, G. R. Et al. (1992): Interviews with children who experienced major life stress: Family and child attributes that predict resilient outcomes. *Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry*, 31 (5), 904-910.
- Ziebertz, T., Klümper, V. (2010). Resilienz – die innere Kraft zu gedeihen. In: *Das Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik (IFP)*. http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_aktuelles/a_kindliche_entwicklung/s_3476.html [10.03.2011]
- Zimmermann, P. (2000). Bindung, interne Arbeitsmodelle und Emotionsregulation: Die Rolle der Bindungserfahrungen im Risiko-Schutz-Modell. *Frühförderung interdisziplinär*, 19, S. 119 - 129.